

Tod durchs Wasser

Kapitel 1



Mir scheint, ich habe schon seit langer Zeit von Númenor geträumt... von der dunklen Woge, die sich gnadenlos über seine stolzen Türme und noch stolzeren Menschen erhob. Zuerst kam der Traum in meiner Kindheit zu mir, das erste Mal im Sommer nach dem Tod meiner Mutter. Aber zuerst war er formlos, die vage Drohung einer heraufziehende Dunkelheit, von der ich zitternd vor Angst erwachte.

Als ich heranwuchs, nahm der Traum Form an. Zuerst schwebte ich hoch über dem Land wie von einem mächtigen Adler getragen, und ich schaute hinunter und sah den mitleidlosen Ansturm der Flutwelle, die alles mitriss, Gerechte wie Ungerechte. Später gewann der Traum mehr an Einzelheiten; nun wanderte ich selbst bergan durch die grünen Landschaften oder die mächtigen Straßen von Númenor und beschleunigte meinen Schritt, als ich das rieselnde Geräusch von Wasser wahrnahm, das schnell zu einer tosenden Flut wurde. Ich rannte dann, um eine Anhöhe zu erreichen, aber es war immer vergeblich... obwohl ich jedes Mal kurz vor dem Ertrinken aufwachte.

Mein Vater strafte diese Visionen mit Verachtung; ein weiteres Zeichen der Unzulänglichkeit seines jüngeren Sohnes. Mein Bruder nahm einfach an, ich lese zu viel, aber er hätte mich nicht anders haben wollen. Ich selbst vermutete, dass ich daraus herauswachsen würde, und tatsächlich, als unser Land bedrängt wurde und ich mehr Zeit in Ithilien mit unserem unaufhörlichen Kampf gegen

den Feind verbrachte, schien es als würde die Woge abebben und mich weniger beunruhigen.

Der Traum kam immer dann, wenn ich zurück war und einige Zeit in Minas Tirith verbracht hatte. Aber ich war nicht so unvorsichtig, es zu erwähnen. Zwar hatte ich mir nicht angewöhnt, gewisse Angelegenheiten vor meinem Vater zu verbergen – in Wahrheit sah es oft so aus, als würde er mehr darüber erraten, als er leicht herausfinden konnte – aber ich war seines Zorns müde und hatte kein Verlangen danach, mich seiner Wut über Gebühr auszusetzen. Dies, denke ich, war eine weitere Quelle seiner Unzufriedenheit mit mir, denn er ahnte, dass ich noch immer träumte, aber lieber nicht mit ihm darüber sprach. In dieser Hinsicht, das spürte er, konnte er nicht über mich befehlen, und deshalb misstraute er mir.

Aber der Traum, der mich nach dem Angriff auf Osgiliath heimsuchte, konnte nicht verheimlicht werden. Er ähnelte mehr einer Vision, und er störte meinen Schlaf jede Nacht mit zunehmender Eindringlichkeit. Vier Nächte lang kam ich nicht zur Ruhe, und das war meinem Gesicht anzusehen. Mein Vater war zunächst der Ansicht, dass sich keiner seiner Hauptmänner in einer für Gondor so gefährlichen Zeit mit solchen Phantasien krank machen sollte, aber, als der Traum auch zu meinem Bruder kam, konnte er ihn nicht länger missachten.

Die Tatsache, dass wir auf einen unserer Hauptmänner – und zudem auf Boromir – verzichteten, damit er nach Imladris suchte, war vielleicht ein Maß dafür, wie verzweifelt unsere Not inzwischen geworden war... und wie beunruhigt mein Vater. Und wenn mir der Gedanke kam, dass mein Vater seine Zustimmung nur gab, weil auch mein Bruder diesen Traum gehabt hatte, dann sagte ich das nicht; denn es schien mir so dringend, den Ruf des Traumes zu beantworten, dass ich keinen Unwillen, sondern nur Erleichterung darüber empfand, dass sich jemand der Sache angenommen hatte.

An einem kalten Nachmittag Ende Februar ging ich allein in dem Hof, wo der Springbrunnen stand, hin und her und wartete darauf, vor meinen Vater gerufen zu werden. In dieser Nacht sollte ich vor der Rückkehr nach Ithilien zu unserem Außenposten in Osgiliath reiten. Wir hatten Kunde von einem Regiment von Männern aus Harad, die die Nordstraße heraufzogen, und wir konnten sie nicht vorbeilassen, ohne sie zu überprüfen. Zu lange war es mittlerweile her, dass ich bei meinen Männern in Ithilien gewesen war, und jetzt wurde ich auch noch mehrere Nächte in Osgiliath aufgehalten. Wir hatten zu wenige Hauptleute, um diesen Krieg zu führen, und nun war es fast acht Monate her, seit Boromir losgezogen war, ohne, dass wir ein Wort von ihm gehört hatten.

„Du blickst Richtung Norden, sehe ich. Auch meine Gedanken sind dorthin gerichtet.“

Ich wandte mich um und sah, dass mein Vater hinter mir stand. Ich war überrascht, da ich erwartet hatte, dass er mich rief, anstatt sich mit mir zu treffen.

„Mein Herr“, sagte ich zur Begrüßung und beugte mich nieder, um den silbernen Ring an seiner ausgestreckten Hand zu küssen.

„Lauf ein Stück mit mir“, befahl er. Er führte mich weiter östlich am Weißen Turm vorbei und entlang des großen Keils der Stadt. Im Gehen befragte er mich über meine bevorstehende Reise und meinen Auftrag in Ithilien; er gab seinen Rat und fand – wenigstens einmal – keinen Fehler.

Ermutigt von seiner Stimmung, die streng war wie immer, aber nicht so kalt wie sonst oft, sprach ich freier von meinen größten Sorgen... von meiner Überzeugung, dass es jetzt nicht mehr lange dauern könne, bis die Kompanie von Ithilien sich auf die Westseite des Anduin zurückziehen müsse, und von meinen Befürchtungen um die Einheit in Osgiliath, die ich für schwach hielt; und ich spekulierte darüber, wie viele Kräfte wohl erübrigt und dorthin geschickt werden könnten. Er hörte aufmerksam zu, hin und wieder nickend, und während ich sprach, kam es mir plötzlich in den Sinn, dass er mir gegenüber in den Monaten, seit Boromir losgezogen war, größere Höflichkeit zeigte, als ich je zuvor von ihm erfahren hatte. Als wir schließlich den östlichsten Punkt erreichten, blieben wir stehen. Er versank tief in Gedanken, und ich konnte mir fast selbst einreden, dass die Stille zwischen uns kameradschaftlich sei.

Als wir dort standen, färbte der erste Hauch des Sonnenunterganges die Berge, und der Wind kam aus dem Norden. Mich fröstelte. Erneut richtete ich meine Sinne nordwärts, mein Blick schweifte über den Pelennor und bis hinter das Tor im Rammas, die Straße hinauf Richtung Anórien. Und dann hörte ich es, der Wind trug es mir zu... den leisen Klang eines Horns, der in meinen Gedanken widerhallte, ein Ruf, den ich kannte und liebte.

Etwas muss sich in meinem Gesicht gerührt haben, oder vielleicht habe ich unbewusst nach Luft geschnappt.

„Was ist?“ fragte mein Vater, und sein schneidend scharfer Ton war wie ein kalter Windstoß auf meiner Haut.

Ich erhob die Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen, ohne in diesem Moment an die Auswirkungen zu denken, denn nur die sehr Tollkühnen stellen die Geduld meines Herrn, des Truchsess, auf die Probe – aber ich musste sicher sein, was ich gehört hatte.

„Faramir!“ sagte er streng, und ein vertrauter Unterton von Wut war in seine Stimme zurückgekehrt.

„Hört!“ flüsterte ich.

Sein Gesichtsausdruck wurde hart, so als ob er wieder einmal überlegte, warum er mit einem derart schwierigen und launenhaften Sohn gestraft worden war; aber er wandte sich nach Norden.

Und dann sah ich, dass auch er es hörte. Er blickte hinaus über den Pelennor, und dann zerbrach etwas in diesem stolzen Gesicht, und mitten in meiner eigenen Angst war ich von Mitleid für ihn erfüllt. Sich umwendend, begegnete er meinem Blick und sein Ausdruck verhärtete sich. Schnell senkte ich meine Augen.

„Dies bedeutet nichts“, sagte er harsch. „Du wirst mit niemandem darüber sprechen, verstehst du?“

Ich schaute wieder zu ihm auf und in sein unnachgiebiges Gesicht, und ich sagte leise: „Ich stehe unter Eurem Befehl, mein Vater.“

„Dann kümmere dich um deine Pflichten. Ithilien erwartet dich.“ Er wandte sich ab und ging zurück zum Turm. Ich war entlassen.

Noch in derselben Stunde machte ich mich auf den Weg nach Osgiliath. Hinter mir ging die Sonne über dem Mindolluin unter. Als ich von der sechsten Ebene der Stadt hinunterritt und kurz zurückblickte, musste ich meine Augen gegen ihren roten Glanz beschirmen, aber ich glaubte dennoch, ein fahles Licht an der Spitze des Turms flackern zu sehen. Doch ich hatte einen langen Weg vor mir und viele Sorgen, und ich verdrängte diese neue Sorge aus meinen Gedanken und ritt ostwärts.

Bild am Kapitelanfang: „Faramir“ © Anke Katrin Eißmann

Bild unten: „Boromirs Totenboot“ © Anke Katrin Eißmann



Kapitel II

Dunkelheit lag über Osgiliath. Einstmals die starke und schöne Hauptstadt, Juwel in der mächtigen Krone von Gondor, lag es nun in Ruinen, in zwei Hälften gespalten durch die Zerstörung der Brücke. Sein Ostteil lag in Feindeshand, und sein westlicher Teil nur von den Männern heimgesucht, die durch die zerstörten Straßen huschten, um es zu verteidigen - *und von Geistern.*

Dies war das Kommando meines Bruders gewesen. Ich selbst hätte es nicht ertragen können, jeden Tag aus der Dämmerung auf die Trümmer der Blütezeit von Gondor zu blicken. Für meinen Bruder jedoch war es eher ein Ansporn gewesen, die Stadt wieder in ihrer ganzen Machtfülle und neu aufgebaut zu sehen. Den Zusammenbruch der Brücke hatte er sehr betrauert. Was mich anging - nach nur drei Tagen sehnte ich mich weg von hier, aber nicht zurück zu den Rätseln und dem Schweigen von Minas Tirith. Mein Herz sehnte sich nach Ithilien und meinen eigenen Männern, um die mir, während ich in Osgiliath aufgehalten wurde und das Ostufer des Anduin bewachte, stündlich mehr bangte. Aber wir waren im Krieg, und dies war unser Hauptaußenposten, und ich konnte nicht immer dort sein, wo ich wollte.

Vielleicht lag es daran, dass ich drei Tage zwischen den Ruinen des Triumphs von Gondor verbracht hatte. Oder vielleicht war es tatsächlich eine Botschaft, die mir von irgendwoher zugesandt wurde. Alles, was ich weiß, ist, dass ich, als ich in der dritten Nacht schließlich zu meinem Zelt zurückkehrte, mich müde nach einem langen Tag auf mein Feldbett legte, und auf der Stelle in einen Traum fiel, der lebhafter war als je zuvor.

Im Traum ging ich durch ein fruchtbares, grünes Tal, und die Sonne schien auf mich herunter. Die Landschaft war Ithilien sehr ähnlich, aber ich erkannte sie nicht, obwohl ich mit ganz Ithilien vertraut war, schließlich war es mein. Und das Land war still; kein Laut von Vögeln oder Tieren, nicht einmal ein Rascheln des Windes in den Blättern. Durch Ithilien zu wandern beflügelte den Geist, selbst noch in diesen dunklen Zeiten, aber hier war die Luft erfüllt mit Grauen, sogar im Sonnenschein. Mich niederbeugend berührte ich den Boden und fühlte, dass sogar die Blätter der Gräser starr zu warten schienen.

Ich ging weiter und kam schließlich zu einer breiten, weiß gepflasterten Straße. Sie erstreckte sich vor mir den Berg hinauf und wurde auf der linken Seite in Abständen von hohen Steinstatuen gesäumt. Ich hatte mir selbst genug Hochelbisch beigebracht, um die Namen zu verstehen, und außerdem kannte ich sie auswendig, denn es waren die Namen der Könige und Königinnen von Númenor. Es kam eine Stelle, an der die Namen sich veränderten, die Sprache wurde stolzer und harscher, und die Statuen waren noch höher. Und obwohl sie mit größerer Kunstfertigkeit gebildet waren, erschien ihre Schönheit gemindert. Am Ende der Reihe waren zwei Statuen, etwas von der Straße zurückgesetzt - die einer Frau, und davor die eines Mannes. Seine Statue war die mächtigste, mit Ausnahme vielleicht von der allerersten. Er schien beinahe ein Gott zu sein, und sein Gesicht war grausam.

Dann schaute ich nach vorne und sah vor mir einen mächtigen Tempel. Riesig war er, jenseits aller Vorstellungskraft, größer als jedes Bauwerk von Gondor in seiner Blütezeit, aber seine Kuppel war schwarz, und ein übler Gestank ging von ihm aus. Schließlich hörte ich ein Geräusch, das leise Wehklagen der Mütter; und ich wusste, dass ich vor dem mächtigsten Gebäude der Númenorer stand und vor ihrer größten Schande, dem Tempel von Morgoth in Armenelos. Und die Frauen weinten um ihre Väter und Söhne und Brüder, deren Blut vergossen worden war als Opfergabe für Morgoth. Der Gestank hing schwer über dem Land der Gabe, und in meinem Herzen verfluchte ich den Namen und die Täuschungen von Sauron, der meine Vorväter in eine solche Bosheit geführt hatte.

Über mir verdunkelte sich der Himmel, und ein kalter Wind zog von Westen auf. Als ich aufblickte, sah ich eine große Wolke, und es schien mir, als sei sie wie ein Adler geformt. Dann setzte der Regen ein. Er fiel in dichten Schauern, wie ein Schleier, der vor meinen Augen zugezogen wurde. Donnerschläge folgten und gewaltige Blitzschläge, und einer schlug in die Kuppel des Tempels ein. Er fing Feuer, blieb aber stehen. Ich floh von diesem Ort und glitt ständig im Wasser unter meinen Füßen aus; verzweifelt versuchte ich, den hohen Hügel zu erreichen, den ich in Richtung Westen liegen sah.

Ich rannte den Hang hinauf, während das Wasser an meinen Füßen leckte, und ich fühlte die Erde beben, als würde sie unter mir zerbrechen. Für einen Moment wandte ich mich um, schaute zurück und sah eine mächtige Flutwelle, die sich meergrün und unaufhaltsam über mir erhob – der Zorn der Valar über den Verrat von Númenor. Und dort, wohin sie kam, war alles verloren; Männer und Frauen, Knaben und Mädchen; die ganze Weisheit und der Glanz von Númenor... und ja, auch seine Schande.

In panischer Angst rannte ich weiter, denn ich wusste, dass auf der Kuppe des Hügel ein heiliger Ort war. Der Wind blies mir entgegen, und ich fiel auf die Knie und versuchte, kriechend die Anhöhe zu erreichen, und ich rief den Himmel um Gnade an. Dann hörte ich einen Schrei hinter mir. Ich schaute hinab und sah eine Frau. Ihr Gesicht hatte ich schon einmal gesehen, es war das der Statue, die in der Reihe der Könige und Königinnen etwas zurückgesetzt stand. Ich streckte meine Hand aus, um ihr zu helfen, aber die grüne Flut holte sie ein, und sie wurde vor meinen Augen fortgespült und war verloren. Dann hatte das Wasser auch mich erreicht, stieg über meine Brust und meine Schultern und strömte mir in den Mund. Ich wurde von seiner starken Strömung hin und her geworfen... *und ich erwachte mit einem Schrei*. Jemand schüttelte mich.

„Hauptmann?“ Es war Haldar, der Leutnant meines Bruders. „Du hast im Schlaf aufgeschrien.“

Ich setzte mich auf und wischte mir mit der Hand über das Gesicht; es war schweißbedeckt. Und ich schämte mich, denn obwohl die Männer in Ithilien an meine Träume gewöhnt waren, befand ich mich hier unter Männern, die mich nicht so gut kannten, und ich konnte es mir nicht leisten, ihr Vertrauen und ihren Respekt in einer so verzweifelten Zeit zu verlieren.

„Ein böser Traum, nicht mehr“, murmelte ich, obwohl das eine Untertreibung war; aber ich wollte nicht versuchen, diesem gestrengen Soldaten zu erklären, dass ich gerade den Untergang Númenors mit angesehen hatte. Ich schaute durch die offene Klappe des Zeltes hinaus in die Dunkelheit. „Wie spät ist es?“

„Noch nicht Mitternacht.“

Ich hatte nicht einmal eine Stunde geschlafen. Aber ich wollte mich nicht wieder hinlegen, denn der Schrecken von dem Traum steckte mir noch in den Gliedern. „Ich gehe besser an die frische Luft“, sagte ich und stand auf. Ich legte meine Kleider an, gürtete mein Schwert um und zog einen Mantel darüber.

Erst unten am Flussufer fand ich etwas Frieden; ich beobachtete, wie er langsam zum Meer hin strömte, während der junge, blasse Mond silbrig auf das Wasser schien. Meine Gedanken wandten sich meinem Bruder zu. Ich sehnte mich danach, sein Gesicht wiederzusehen und mein Herz an seiner Kraft und Furchtlosigkeit zu stärken, die alle um ihn herum ermutigte. Ich dachte an die Verteidigung des Westufers, die wir zusammen durchgestanden und an die Brücke, die wir gemeinsam zerstört hatten, und wie wir die Stellung hielten sogar gegen einen nie gekannten Schrecken, der auf uns niederstieß. Und ich wusste, wir hätten ohne einander nicht widerstehen können... denn nur, weil ich wusste, dass er bei mir war, hielt ich meinen Willen aufrecht und floh nicht vor diesem Grauen, und nachher sagte er das selbe zu mir. Als damals die Brücke unter uns

zusammenstürzte, schaute ich zu ihm herüber und lächelte ihn an, und er lachte zurück, und wir hielten uns aneinander fest, als wir ins Wasser tauchten.

Ich lächelte bei der Erinnerung an ihn und wünschte mir erneut, sein Gesicht bald wiederzusehen. Und die Valar erfüllten meinen Wunsch, denn in diesem Augenblick hörte ich ein Rascheln im Röhricht, und ein Boot kam mir auf dem Wasser entgegen. Ein fahles Licht ging davon aus und zog mich an. Ich watete hinaus, erreichte das Boot und erblickte darin meinen geliebten Bruder – tot.

Als ich mich gefasst hatte - und das dauerte eine Weile - kehrte ich schnell zum Lager zurück und weckte Haldar. Er blickte zu mir hoch und rieb sich die Augen.

„Ich muss nach Minas Tirith zurück“, sagte ich erregt.

„Morgen früh, Herr?“ fragte er verwirrt.

„Nein, *jetzt*. Ich muss sofort mit dem Herrn der Stadt sprechen.“

Er schaute mich an als wüsste er wieder nicht, was er von mir halten sollte, dann zuckte er mit den Schultern: „Du hast den Oberbefehl, Hauptmann.“ Er stand auf und folgte mir zu den Pferden, und während ich mein Pferd bestieg, nahm er meine Anweisungen entgegen. „Ich werde hier Station machen bevor ich nach Ithilien reite“, sagte ich ihm, denn ich wusste, dass die Einheit in Osgiliath die Nachricht vom Tod ihres Hauptmanns aus erster Hand erfahren sollte; und dann ritt ich mit großer Geschwindigkeit in Richtung Westen.

Viele Male hatte ich die Reise vom Fluss zur Stadt schon gemacht, aber noch nie war ich so hart geritten und noch nie mit Tränen in den Augen. Es war noch sehr früh am Morgen, als ich zu den Toren kam und die Ebenen der Stadt hinaufritt. Von den Stallungen rannte ich zum Weißen Turm, und daher betrat ich keuchend und, wie ich glaube, mit einem wilden Ausdruck in den Augen, die Große Halle. Und ich sah mit Erstaunen, dass, trotz der späten Stunde, mein Vater in seinem Stuhl am Fuße der Stufen saß, seine Diener um sich versammelt. Er schaute auf, und die Diener zogen sich zurück, und ich sah in seinem Schoß die zerbrochenen Stücke des Horns, das ich vermisst hatte, als das Boot an mir vorüber glitt. Und da wusste ich, dass er bereits die Kunde vernommen hatte, die zu überbringen ich gekommen war.



Bild: „Boromirs Tod“ © Anke Katrin Eißmann

Kapitel III

Groß war die Finsternis, die mich in den Wochen, die folgen sollten, bestürmte; Schrecken und Erschöpfung und endloses Gemetzel und der schleichende und unaufhörliche Beginn der Verzweiflung. Aber bis dahin hatte ich nichts in meinem Leben gekannt, das so kummervoll gewesen wäre wie die Begegnung mit meinem Vater, die mir jetzt bevorstand/ die jetzt kam. Er entließ seine Diener mit einem Wink seiner Hand und blickte mich voller Kälte an.

„Was bringt dich hierher, Herr Faramir... weg von deinen Pflichten in Osgiliath? Ist der Außenposten gefallen?“

„Nichts, das schwer wiegen würde für die Verteidigung von Minas Tirith, mein Herr“, antwortete ich, noch immer etwas außer Atem von meinem Ritt, „aber dennoch ein großer Schmerz.“ Und ich schaute auf die Bruchstücke in seinem Schoß.

Er hielt sie hoch. „Bringst du Neuigkeiten über dies hier?“ fragte er scharf.

„Leider ja, Vater.“

„Wie kann das sein?“

Und ich erzählte ihm von dem, was ich nicht einmal zwei Stunden zuvor gesehen hatte; von meinem Bruder und dem fremdartigen Boot, in dem er lag. Während ich sprach, erhob sich mein Vater und ging vor den Stufen auf und ab. Dann legte er die Teile des Horns auf seinen Sitz und sprach davon, wie sie gefunden und zur Stadt gebracht worden waren, das letzte Bruchstück erst eine halbe Stunde vor meiner Rückkehr.

„Weh für meinen geliebten Bruder!“ rief ich. „Und keine Nachricht haben wir darüber, wie ihn das Schicksal ereilte, obwohl mir scheint, es war im Kampf, wie er es sich gewünscht hätte, und sein Ausdruck war friedvoll und genauso schön, wie zu der Zeit, als er noch lebte. Den Valar sei Dank, dass ich von meinen Träumen geweckt wurde, denn wenn ich sie nicht gehabt hätte, wäre ich nicht hinunter zum Fluss gegangen und hätte ihn nicht gesehen, und wir hätten jetzt nur sein zerbrochenes Horn und große Ungewissheit und Angst.“

Mein Vater hörte auf, hin und her zu gehen, und blieb vor mir stehen. „Von deinen Träumen, sagst du?“ Seine Augen wurden schmal, und ich verfluchte meine Unachtsamkeit.

„Ja, Herr“, sagte ich vorsichtig. „Ich träumte ...“

Er schnitt mir das Wort ab. „Deine Träume!“ rief er. „Ja, ich kenne sie, und ich verfluche dich dafür, denn war es nicht einer deiner Träume, der meinen geliebten Sohn von mir genommen und ihn dann getötet hat? Verdammt sollst du sein, und deine Träume mit dir!“ Tränen standen in seinen Augen, und er kämpfte darum, sie zurückzuhalten.

Nie zuvor war ich so zornig auf ihn gewesen. Immer, wenn er früher etwas an mir auszusetzen gehabt hatte, hielt ich mich zurück und hörte auf seine Meinung, ohne mich zu beklagen, denn er war mein Gebieter und ich stand unter seinem Befehl. Aber dieser Schmerz war zu bitter. Ich hatte ebenso einen Bruder verloren wie er einen Sohn; und er hatte mich wahrlich tief getroffen, denn während meines Rittes in die Stadt hatte ich darüber geweint, dass es *mein* Traum gewesen war, und dass es *meine* Reise hätte sein sollen...und dass *mein* Bruder noch am Leben sein könnte.

„Ihr seid ungerecht, Vater!“ erwiderte ich heftig, die Stimme von Tränen erstickt. Er schaute mich erstaunt an. „Ungerecht!“ rief er.

„Jawohl, Herr! Denn der Traum war nicht allein der meine, und ich hätte die Reise auf mich genommen, wenn sich der Wille des Herrn der Stadt nicht im Rat durchgesetzt hätte. Und ich bin nicht der einzige in diesem Hause, der die Gabe der Träume hat, Herr. Ihr mögt weitsichtig sein, aber ihr seht nicht alles!“

Er durchbohrte mich mit seinem scharfen Blick, seine dunklen Augen durchforschten meine Züge. Und er fand, was er suchte; seine Augen weiteten sich, als er erkannte, dass ich um die Quelle seines großen Wissens wusste, und um die Gefahr. Und ich hatte richtig geraten, wie sehr sie ihn in seinen Entscheidungen leitete; in allen Dingen, nicht nur bei der Wahl, welchen Sohn er auf eine Reise schicken sollte, die es wegen eines Traums zu unternehmen galt.

Er holte mit der Linken aus und schlug mir mit dem Handrücken ins Gesicht, und trotz seines Alters war er noch immer stark. Ich fühlte, wie der Ring, den er am kleinen Finger dieser Hand trug, in meine linke Wange schnitt, gerade unter dem Auge. Rückwärts taumelnd hob ich die rechte Hand an die Wange und sah, dass ich blutete. Um mich vor ihm zu schützen, hielt ich die Hand vors Gesicht. Mein Atem ging stoßweise; ich wollte nicht anfangen zu schluchzen und mich dadurch beschämen.

Als er sprach, hatte sich seine Stimme beruhigt.

„Nimm die Hand herunter.“

Ich konnte sie nicht bewegen.

„Tu, was ich dir sage, Faramir. *Nimm deine Hand weg.*“

Und ich gehorchte.

„Sieh mich an!“

Ich hob meinen Kopf. Er griff nach mir, und ich schaffte es, den Drang, instinktiv zurückzuweichen, zu unterdrücken. Er packte mich am Kinn und drehte mein Gesicht, um sein Werk zu betrachten, nicht grausam, aber ohne jede Freundlichkeit.

„Der Schnitt ist nicht tief“, sagte er. „Er wird schnell heilen.“ Und dann ließ er mich zu meiner großen Erleichterung los und wandte sich ab. „Geh“, sagte er und schüttelte langsam den Kopf. „Geh, denn mein Kummer ist groß.“

Dies war seine Art, mich um Verzeihung zu bitten. Ich senkte meinen Kopf. „Vater...“, flüsterte ich gegen besseres Wissen, aber ich hatte ernsthaft den Wunsch, ihn zu trösten und unseren Kummer zu teilen.

Er drehte sich wieder mir zu und hob seine Hand, um mich zum Schweigen zu bringen. „Geh und ruh dich aus. Sieh nach diesem Schnitt und schlafe. Wir werden morgen wieder miteinander reden. Jetzt wünsche ich, allein zu sein und meinen Sohn zu betrauern.“

Ich verbeugte mich, drehte mich um und tat, wie mir geheißen. Ich ging zu meinem Zimmer und überließ ihn in der ersehnten Einsamkeit und seinem Schmerz.

Ich schickte nach heißem Wasser und betrachtete dann mein Gesicht im Spiegel. Die Wunde war, wie er gesagt hatte, nicht tief, und es war nicht viel Mühe, das Blut wegzuwaschen, aber die Arbeit wurde erschwert durch die lautlosen Tränen, die über mein Gesicht strömten. Schließlich versiegteten die Tränen, und ich wusch mich und schaute von neuem in den Spiegel. Ich war müde, aber Schlaf würde dem abhelfen. Ein paar blaue Flecken würden zu sehen sein, aber nur für wenige Tage. Der Schnitt würde schnell heilen und eine Narbe würde nicht zurückbleiben. Ich hatte im Feld Schlimmeres abbekommen als das, aber vielleicht nichts, das so schmerzhaft war.

Als Junge hatte ich oft seine harte Hand zu spüren bekommen, aber als ich größer und stärker wurde, wurde er vorsichtiger damit, mich zu schlagen. Eine unnötige Achtsamkeit von seiner Seite... ich hätte nie meine Hand gegen den Herrn von Gondor erhoben, auch nicht zur Verteidigung. Zum letzten Mal schlug er mich, als ich sechzehn war, und ich hätte ihn ohne Zweifel wegstoßen können. Was damals seinen Zorn verursacht hatte, weiß ich nicht mehr; und tatsächlich hatte ich schon lange den Versuch aufgegeben, darüber nachzudenken, was seine Wut auf mich auslöste, denn es war unberechenbar. Der einzige gemeinsame Faktor, den ich erkennen konnte, war, dass ich lebte, und das war mitunter genug, um ihn jenseits aller Vernunft zu erzürnen.

Dieses letzte Mal packte er mich an den Schultern und schleuderte mich rückwärts so fest gegen die Wand, dass ich mit dem Kopf dagegen schlug, und für einen Augenblick wurde alles schwarz. Alles, was an mein Ohr drang, war seine Raserei und die flehende Stimme meines Bruders. Dass Boromir, der seiner Stellung wegen in unseren Auseinandersetzungen immer unparteiisch geblieben war, sich gezwungen sah einzugreifen und so lange an meinem Vater zu zerren, bis er mich losließ, zeigte, wie furchtbar diese Szene sein musste. Schließlich schleppte er mich, benommen wie ich war, in mein Zimmer, um den Schaden wieder zusammenzuflicken.

Vater hielt von da an Abstand, und ich glaube, er und Boromir wechselten wohl harte Worte wegen des Vorfalls... obwohl mein Bruder nichts sagte, und ich ihn nicht fragte. Aber ich war betrübt, dass ich der Anlass für den Streit zwischen Vater und Sohn gewesen war, deren gegenseitige Liebe immer unbeeinträchtigt geblieben war. Und wieder spürte ich Trauer für meinen Vater, der nun seine Frau und seinen über alles geliebten Erben verloren hatte.

Als ich im Spiegel mein verletztes Gesicht betrachtete, inzwischen zwanzig Jahre älter, erinnerte ich mich daran, was ich noch aus diesem Zwischenfall gelernt hatte. Da ich nicht das sein konnte, was mein Vater wollte – denn ich wusste nicht, was das war – würde ich zumindest mir selbst treu bleiben und aus der Tatsache Mut schöpfen, dass ich meine Ehre und meine Liebe zu ihm als Vater wie auch als dem Herrn des letzten Reiches der Númenorer bewahrte. Und so wie dieser Junge damals seinen Frieden mit ihm gemacht hatte, machte ich meinen jetzt als Mann; um meinen Vater zu ehren und meine Integrität zu wahren. Es war mein Tribut an ihn, ob er ihn wollte oder nicht, denn dies

war alles, was ich ihm geben und womit ich meine Liebe zu ihm zeigen konnte. Denn ich fühlte in meinem Herzen, dass in der dunkelsten Stunde Trauer und Verzweiflung die Urteilskraft meines Vaters wanken lassen könnten, und ich würde ihn davor bewahren, wenn ich es nur irgend fertigbrachte, auch wenn dies einen noch größeren Zorn auf mich herabbeschwören würde als der, den er mir gerade gezeigt hatte. Als ich diesen zerbrechlichen Frieden geschlossen hatte, schlief ich ein.



Bild: „Faramir in Ithilien“ © Anke Katrin Eißmann

Kapitel IV

„Hat es weh getan?“ fragte ich.

Mein Bruder hörte auf, Steine übers Wasser hüpfen zu lassen und schaute zu mir herüber. „Hat was weh getan?“ fragte er zurück.

„Sterben natürlich“, sagte ich scharf. „Was sonst würde ich dich fragen wollen?“ Manchmal benutzte mein Bruder Begriffsstutzigkeit, um seinen Unwillen zu bemänteln.

Er überlegte einen Moment.

„Nein, das Sterben tat nicht weh“, sagte er und schaute mich mit seinem breiten Grinsen an. „Aber die Pfeile schon.“

Und dann lachte er, und ich musste mitlachen und schüttelte den Kopf über ihn.

Wir saßen für eine Weile in freundschaftlichem Schweigen, während wir den Sommer genossen und zusahen, wie die Wellen am Ufer der Bucht leckten, die Dol Amroth beschützte. Der Sand war warm und trocken unter meiner Hand, und die Möwen kreisten über uns, doch ich konnte ihre Rufe nicht hören. In der Luft lag ein frischer Geruch nach Salz. Dies war die Heimat des Bruders meiner Mutter, und wir waren als Kinder oft hierher gekommen, um unsere Verwandten zu besuchen. Wir waren hier glücklich gewesen. Der Krieg hatte uns nie gestattet, als erwachsene Männer hier Ruhe zu finden. Ich hatte nicht gedacht, dass ich hier je so mit ihm sitzen könnte, bevor nicht der Feind geschlagen war. Das Meer war so blau und so beruhigend, ich hätte hier ewig bleiben mögen.

Aber mein Bruder stand leise seufzend auf und streifte den Sand von seinen Kleidern. Mein Blick fiel auf den fremdartigen Gürtel aus miteinander verflochtenen goldenen Blättern um seine Hüften, und ich öffnete den Mund, um danach zu fragen, aber er sprach zuerst.

„Zeit zu gehen, Bruder“, sagte er und streckte mir seine Hand entgegen. Ich ergriff sie, und er zog mich leicht mit seinem festen Griff und seinem starken Arm hoch. Dann strich er leicht mit seinen Fingern über meine linke Wange, und trotz der Zartheit seiner Berührung fühlte ich die Wunde dort pochen. Einen Moment lang sah er traurig aus, aber dann legte er seine Hände auf meine Schultern und lächelte mir zu. Mein Bruder wie ich ihn für immer in Erinnerung behalten werde... stark und gutaussehend, furchtlos und schön; mein teuerster, meistgeliebter Freund. Ich lächelte zurück, und er schaute mir in die Augen.

„Leb wohl, Faramir“, sagte er liebevoll. Und dann wachte ich auf angesichts eines kalten Tages Ende Februar und angesichts einer steinernen Stadt in Trauer.

Einer der Diener meines Vaters beugte sich über mich. „Mein Herr Faramir“, sagte er, „der Herr Truchsess verlangt, dass ihr noch in dieser Stunde am Rat teilnehmt.“

Anscheinend hatte ich bis nach Mittag geschlafen, und ich konnte nicht umhin zuzugeben, dass ich mich deshalb besser fühlte, auch wegen des Traumes, dessen Trost noch immer anhielt. Schnell stand ich auf, wusch mich, kleidete mich an und machte mich auf den Weg zum Turm, wo der Rat versammelt war. Seine Mitglieder waren daran gewöhnt, dass die Söhne Denethors verwundet aus dem Feld zurückkehrten, und niemand dort hatte mich in der Nacht unverletzt in der Stadt ankommen sehen. Ich trat zu meinem Vater und küsste den Ring an seinem Finger, wie es von mir erwartet wurde. Er begrüßte mich ruhig, und wenn sein durchdringender Blick überhaupt auf meinem Gesicht verweilte, dann nur für einen kurzen Augenblick.

„Guten Morgen, Herr Faramir. Du hast geruht nach deiner späten Reise, nehme ich an?“

„Danke, ja, Herr“, sagte ich leise.

„Dann setz dich zu uns; denn wir haben vieles zu überdenken nach dem Verlust unseres meistgeliebten Heerführers.“

Und so debattierten wir bis spät in den Tag, obwohl sich wenig an unserer schwierigen Lage geändert hatte, außer dass wir nun Boromirs beraubt waren. Es war schon fast Mitternacht, bis ich mich auf den Weg zurück nach Osgiliath machen konnte. Als ich darauf wartete, dass mein Pferd vorbereitet wurde, sah ich, dass es zu regnen begonnen hatte, ein dünnes, aber beständiges Nieseln, das mich in der Zeit, bis ich den Fluss erreichte, völlig durchweichen würde. Ich zog eine Grimasse, und genoss die Wärme der Stallungen, so lange ich noch konnte.

„Angenehme Nacht für einen Ritt, Herr“, sagte der Pferdeknecht mit einem trockenen Grinsen.

„Du kannst gerne meinen Platz einnehmen, Galdor“, sagte ich milde.

Er kicherte leise, und dann änderte sich sein Gesichtsausdruck, und er war plötzlich sehr mit seiner Arbeit beschäftigt. Ich drehte mich um, um zu sehen, was die Ursache war, und war erstaunt, meinen Vater dort stehen zu sehen. Ich konnte mich nicht erinnern, wann er das letzte Mal gekommen war, um mich zu verabschieden... wenn er dies überhaupt je getan hatte. Sein Haar war feucht, und, wenn seine Miene überhaupt etwas auszudrücken vermochte, dann hätte ich gesagt, dass er über seine Anwesenheit hier genauso überrascht war wie ich. Ich fühlte mich etwas unangenehm berührt, als ich ihm

so gegenüber stand, und mit einem Mal wurde mir bewusst, dass wir nicht gerade darin geübt waren, dem andern gegenüber Zuneigung zu zeigen. Wegen dieser Absurdität musste ich plötzlich lächeln. Er runzelte die Stirn, und ich sah, dass ich ihn entwaffnet hatte.

„Ihr habt eine miserable Nacht gewählt, um hierher zu kommen, Herr“, sagte ich.

„Ja, tatsächlich“, antwortete er und schaute betont zu Galdor herüber, der sein Möglichstes tat, um sich unsichtbar zu machen. Ich verstand das Unbehagen von beiden und versuchte, Abhilfe zu schaffen.

„Ich führe sie hinaus, danke“, murmelte ich Galdor zu, und er gab mir die Zügel der Stute und verschwand erleichtert in den Tiefen der Stallungen.

Mein Vater folgte mir hinaus in den Regen. Ich streichelte Aryn, als sie ungeduldig stampfte und schnaubte, denn wenn wir schon in solch einem Wetter nach draußen mussten, sollte es wenigstens gleich losgehen.

„Ihr solltet hineingehen, Herr. Der Regen wird stärker.“

Er schaute zum dunklen Himmel auf, und während ich begann aufzusteigen, legte er seine Hand auf meinen Arm. Ich hielt inne und drehte mich zu ihm um. Einen kurzen Moment lang glaubte ich, er würde mich umarmen, aber er schaute mir nur mit seinen dunklen Augen ins Gesicht, denselben Augen, die mir jedes Mal entgegenblickten, wenn ich in einen Spiegel sah. Dann sagte er einfach: „Du bist jetzt mein Erbe.“, und ich fühlte das Gewicht der Verantwortung, die er mir damit auferlegte, aber auch einen Stich reinsten Freude über seine Anerkennung. Ich nickte und bestieg Aryn.

„Reite sicher“, sagte er. „Und - Faramir?“

Ich schaute auf ihn herunter. „Vater?“

„Mach mich stolz.“

Wir schauten uns noch einmal an, graue Augen in graue Augen; dann nickte ich Lebewohl und ritt los, von der sechsten Ebene hinab durch die Stadt.

Als ich über den Pelennor ritt, fing es an, wie aus Kübeln zu regnen, und Windböen bliesen mir das Wasser ins Gesicht. Ich strich mit der Hand mein nasses Haar zurück und trieb Aryn an. Vor mir lag Osgiliath und die Trauer der Männer, wenn sie die Nachricht vom Tod ihres Hauptmanns hören würden; danach Ithilien, und nur die Valar wussten, welche Prüfungen mich dort erwarteten. Für eine Weile war ich in Gedanken versunken, und einem plötzlichen Impuls folgend, schaute ich zurück nach Minas Tirith. Die Stadt war von Dunkelheit umgeben, aber an der Spitze des Turms schien ein fahles Licht. Als der Regen noch dichter fiel, dachte ich an Númenor und wie oft und wie lebhaft ich jetzt von seinem Stolz und seiner Verderbtheit träumte - und von seinem Untergang. Dann dachte ich an meinen Vater, der seinen harten Willen hierhin und dorthin lenkte und versuchte, alles für Gondors Wohlergehen zu ordnen - und ich hatte Angst, um Gondor, um mich selbst, und am meisten um diesen stolzen Mann, der keine Enttäuschung duldet, wie verdient sie auch immer war, und von dem ich wusste, dass er alles für die Verteidigung seines Reichs opfern würde.

Sein Schicksal stand kurz bevor...

Gondor lag in der Dunkelheit hinter mir, und vor mir lag nur der Schatten von Mordor. Durch den Regen ritt ich weiter Richtung Osten.

Was der Donner sprach...

„In diesem Traum glaubte ich den Himmel im Osten sich verfinstern und ein Gewitter heraufziehen zu sehen; doch im Westen hielt sich noch ein blasser Lichtschein, und von dort hörte ich eine ferne, doch deutliche Stimme rufen: ‚Isildurs Fluch wird erwachen, und der Halbling tritt hervor.‘“

(Aus „Der Herr der Ringe“, Buch I, „Elronds Rat“)



Bild: „Faramir nimmt Abschied“ © Anke Katrin Eißmann

1. Kapitel

In Ithilien, so dachte ich, würde ich wenigstens für eine kurze Zeit etwas Trost finden.

Ich verließ Osgiliath, überquerte den Anduin und erreichte unsere Zuflucht in Henneth Annûn, wie ich es gehofft hatte, gerade vor Sonnenuntergang. Als ich in die Höhle trat, verwandelten die letzten Sonnenstrahlen den Vorhang aus Wasser in funkelnde Edelsteine. Meine Kompanie empfing mich mit Wärme, so, als ob ich von einer langen Reise nach Hause käme; und wir aßen zusammen, als wäre der Schatten endlich verschwunden. Ich war froh zu hören, dass die Valar sie alle in den Wochen, die ich fort gewesen war, geschützt hatten; denn in Wirklichkeit nahm der Schatten in Ithilien ständig zu. Meine Aufgabe war jetzt der sichere Rückzug meiner Männer auf die Westseite des Anduin; doch vorher mussten wir noch mehr Blut vergießen.

Und dann kam sogar in diesen kleinen Frieden ein doppeltes Leid. Denn jenseits aller Wahrscheinlichkeit und aus meinen Träumen heraus erschien der Halbling. Als ich ihn sah, spürte ich große Furcht, denn wenn dieser Traum jetzt wahr geworden war, was war dann mit den Träumen, die den Untergang von Gondor voraussagten?

Und endlich erfuhr ich, was *Isildurs Fluch* bedeutete.

Was wurde mir in diesem kurzen, aber scheinbar endlosen Moment der Versuchung vor Augen geführt? Ein Beben ging durch meine Gedanken, und dann hatte ich eine Vision von Ithilien, nicht mehr verwildert, sondern wieder ein Garten mit wunderschönen

Blumen in allen Farben, wieder die Heimat all derer, die aus ihrem Land vertrieben worden waren.

Ich ging die Straße zum Fluss hinunter und Türme erhoben sich hoch vor mir, und dann ritt ich auf einer breiten Straße, die von schönen Gebäuden aus weißem Stein und Silber gesäumt war. So kam ich zum Anduin und überquerte eine mächtige Brücke, ein passendes Denkmal für meinen Bruder. Dies war das neu erbaute Osgiliath, eine Stadt voll Anmut und Weisheit. Hier war die ganze Majestät von Númenor wieder auferstanden, aber jetzt wurde sie noch bereichert durch die Weisheit vom Gondor in den letzten Jahren der alten Rasse von Westernis. In langsamer Parade kam ich über den Pelennor geritten, und alle Menschen von Gondor, von Minas Tirith bis Dol Amroth, von Anórien bis nach Poros, hatten sich versammelt, um mich zu empfangen. Ich ritt zu den Toren der Stadt – nun wieder *Minas Anor*, der Turm der Sonne – und dort stand mein Vater; und in seinem Gesicht – Welch ein Ausdruck! Stolz entdeckte ich darin, Ehrerbietung und Liebe... einen Blick, den ich schon oft gesehen hatte, aber nur von der Seite, denn er war stets an mir vorbei auf meinen Bruder gerichtet gewesen.

Solch wundervolle Bilder waren dies, Visionen von allem, was ich je begehrt hatte. Aber ich habe in meinem Leben schon viele Träume gehabt, und während ich noch über diesen staunte, schien es mir, dass er von anderer Qualität war, klarer, aber härter... so als ob ein eisiges Licht darauf schiene. Ithilien war seltsam bleich, Osgiliath war kälter als seine Ruinen, und meines Vaters lächelndes Gesicht wirkte kränklich und fahl. Wie sehr sich dies sogar von meinen schrecklichsten Träumen von Númenor unterschied... oder von diesem letzten süßen Traum von meinem Bruder nach seinem Tod.

Und dann konnte ich den scharfen Salzgeruch des Meeres von Dol Amroth riechen, und er vertrieb den ungesunden Dunst dieser Täuschungen. Denn ich dachte an meinen Onkel, den ich immer geliebt und als milde und ritterlich bewundert hatte. Ich erinnerte mich an die langen Spaziergänge entlang der hohen Küstenpfade, die wir zusammen unternommen hatten, er und ich; und ich sprach davon, was ich gelesen hatte und was ich dachte; und er erzählte von seinen Erinnerungen an seine geliebte Schwester, meine Mutter, und wie sehr sie ihren jüngeren Sohn geliebt hatte.

Und so fand ich zu mir selbst zurück; aber nicht als Boromirs Bruder, der immer ängstlich bestrebt gewesen war, sich im Kampf als gleichwertig zu erweisen; auch nicht als Denethors Sohn, der immer darum kämpfte, gegen alle Zweifel seine Treue zu zeigen – sondern als Faramir von Gondor. Mein ganzes Leben lang hatte ich hart, aber immer voller Unsicherheit danach gestrebt, weise zu handeln. Und nun fand ich heraus, dass die Wahl weder auf Ruhm im Krieg noch auf Gehorsam gegenüber einem stolzen Herrn fallen konnte, sondern auf das, was die Wahl eines Narren zu sein schien. Und ich erkannte, dass, auch wenn sie sich als solche erwies, ich dennoch meinem Tod ehrenvoll ins Gesicht schauen konnte – denn ich wusste, ich war wahrhaftig geblieben und hatte mich nicht durch Falschheit selbst Lügen gestraft. Aber ich wahr sehr betrübt, denn ich konnte erraten, was Boromir gesehen hatte: Waffen und Schlachten und Armeen und Bündnisse und seinen eigenen Siegeszug in Mordor. Und ich wusste, er hatte sich selbst als König von Gondor erblickt.

Mein armer Bruder.

Und was war mein zweiter Kummer? Ich erkannte, dass schließlich der Augenblick gekommen war, den ich mein ganzes Leben gefürchtet hatte: die Wahl zwischen Pflicht und Integrität. *Ich stehe unter Eurem Befehl, mein Vater.* Wie oft hatte ich dies zu ihm gesagt. Immer hatte ich geglaubt, ich spräche die Wahrheit; doch jetzt erkannte ich, dass das nicht stimmte. In dieser Sache war ich ihm nicht gehorsam, und er hatte es längst gewusst und mich dafür verachtet, dass ich etwas anderes gesagt hatte. Ich hätte dieses Versprechen nie so leichtfertig geben sollen. Denn ich hatte aus mir einen Lügner gemacht, meinem Vater und Herrn gegenüber. Dies waren die Gedanken, die mich

aufwühlten, lange bevor ich über den Pelennor zurück ritt und das geflügelte Grauen die Grundfesten meines Verstands erschütterte.



Bild: „Vater und Sohn“ © Anke Katrin Eißmann

Kapitel II

*„Nach Todeskampf in steiniger Öde
ist er, der lebend war, jetzt tot.
Wir, die wir lebend waren, sterben nun
Geduldig, kampflös.“*
(T.S. Eliot, „Das wüste Land“)

Einige sagen, Mithrandir brächte nur schlechte Kunde – ich nicht. Meine Gefährten und ich hätten es ohne ihn nie bis zur Stadt geschafft. Denn unweit der Tore kam der geflügelte Schrecken über uns. Die Angst, der Boromir und ich in Osgiliath widerstanden hatten, war um ein Zehnfaches stärker, und dieses Mal war mein Bruder nicht da, um mir beizustehen. Dieses Mal war es, als ob ein Blitzstrahl durch meine Schläfen fahren würde; und dann begann das Geschrei, das sich in meine Gedanken hineinfräß. Die letzten Reste meines Willens aufbietend, zwang ich mich, Aryn umzuwenden und zurück zu meinen Gefährten zu reiten, die abgeworfen worden waren. Und dann schoss wie ein Blitz aus Licht Mithrandir über die Ebene auf uns zu, und der donnernde Angriff des Schreckens schrumpfte vor seinem weißen Zorn zusammen.

Aber das Empfinden der Unwirklichkeit war nicht verschwunden, als ich mich auf den Weg hoch zur Zitadelle machte. Erst sah ich einen weiteren Halbling aus meinen Träumen – er trug das Silber und Schwarz des Turms. Und dann musste ich meinem Vater gegenüberreten. Wie anders war seine Miene als der Ausdruck, den ich in meiner Vision gesehen hatte! Kalt und streng war er, und das Kerzenlicht warf grausame Schatten entlang den scharfen Linien seines Gesichts. Das Flackern der Flammen auf seinen Zügen verunsicherte mich noch mehr. Wieder war ich froh, dass Mithrandir an meiner Seite war, denn auf die Dauer konnte ich dem Zorn meines Herrn nicht standhalten, und Mithrandir sprach an meiner Stelle. Wäre er nicht dort gewesen, ich glaube, ich wäre vor meinem Vater auf die Knie gefallen und hätte um Verzeihung gefleht – und zweifelsohne hätte ich sie nicht erhalten. Doch so konnte ich mich gerade noch zusammennehmen.

Schließlich ließ mich mein Herr gehen, und ich zog mich in mein Zimmer zurück. Es wurde mir schwerer und schwerer, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Als ich endlich in meinem Zimmer angelangt war, setzte ich mich müde in meinen Stuhl. Nachbeben des schrecklichen Angriffs durchschauderten noch immer meine Gedanken, und meine Augen schienen immer wieder ihre klare Sicht zu verlieren, so als ob das Licht um mich sich plötzlich verdunkelte. Zuerst hörte ich das sanfte Klopfen an meiner Tür nicht, aber es wurde immer eindringlicher.

„Herein!“ sagte ich müde und stützte meinen Kopf in eine Hand, denn ich hatte wenig Kraft zum Sprechen übrig. Und ich fürchtete eine weitere Begegnung, die so viel von mir forderte wie die letzte.

„Ihr seid müde, Faramir. Ich werde Euch nicht lange aufhalten.“

Es war Mithrandir. Wortlos wies ich auf den gegenüberstehenden Stuhl, und er setzte sich. Wir schauten uns an. Ich hatte nur eine einzige Kerze angezündet, und sein Gesicht wurde von der Dunkelheit halb verborgen. Und als ich ihn anschaute, fragte ich mich, was er für heimliche Kräfte besaß, die in mir eine größere Liebe entfacht hatten als selbst für meinen Vater.

„Es war die richtige Wahl“, sagte er schließlich.

„Tatsächlich?“

„Und ich weiß, was es Euch gekostet hat, sie zu treffen.“

Ich lachte hart auf. „Kennt Ihr die letzten Anweisungen meines Vaters, bevor ich nach Ithilien aufgebrochen bin? *Mach mich stolz*, sagte er.“ Ich schüttelte den Kopf. „Es scheint, dass ich keine Ahnung habe, wie man das macht, nicht einmal, wenn sich mir eine solche Chance bietet. Wenn nur mein Bruder dort gewesen wäre... und ich wäre an seiner Stelle am Rauros erschlagen worden.“, schloss ich bitter.

„Aber wenigstens ich bin dankbar dafür, dass *Ihr* in Ithilien wart und nicht Boromir“, entgegnete Mithrandir ruhig. „Denn wenn eure Plätze vertauscht gewesen wären, hätte Euer Bruder Verderben über uns alle gebracht. In Eurem Herzen wisst Ihr das, Faramir.“

Ich legte den Kopf in meine Hände, und dann fühlte ich seine Hand auf meiner. „Versucht zu schlafen“, sagte er. „Die Stimmung Eures Vaters wird am Morgen kaum besser sein, und Ihr musst schon gegen genug Feinde kämpfen, ohne Eure Kräfte im Kampf mit ihm zu vergeuden.“

Er verließ mich, und ich blies die Kerze aus und versuchte zu tun, was er gesagt hatte; aber während ich auf dem Bett lag, konnte ich das Echo dieser fürchterlichen Schreie hören und zitterte im Dunkeln. Nach einer Weile gab ich den Gedanken an Schlaf auf. Ich wickelte mich in eine Decke, zündete die Kerze wieder an, lehnte mich in meinen Stuhl zurück und nahm ein Buch zur Hand. Aber mein Geist war zu müde, um den Worten zu folgen, und schließlich saß ich einfach da und döste und wartete darauf, dass das erste fahle Licht der Morgendämmerung durch mein Fenster hereindrang. Dann erhob ich mich und machte mich fertig für die Ratsversammlung. Während ich vor dem Ratszimmer saß und darauf wartete, vom Herrn der Stadt hereingerufen zu werden, legte ich meinen Kopf in die Hände und rieb mir den Schlaf aus den Augen. Eine ganze Weile merkte ich nicht, dass jemand vor mir stand.

„Hat der Herr Faramir nichts zur Begrüßung seines Verwandten zu sagen?“ fragte eine geliebte Stimme.

„Onkel!“ rief ich freudig aus, stand auf und umarmte ihn. Fast zwei Jahre war es nun schon her, seit er das letzte Mal nach Minas Tirith gekommen war, und ich hatte keine Zeit gehabt, an die Küste zu reisen. Ihn endlich wiederzusehen machte mir bewusst, wie sehr ich ihn vermisst hatte. Er sprach leise ein paar Worte über meinen Bruder, um uns beide in unserer Trauer zu trösten; dann nahm er für einen Augenblick mein Gesicht in seine Hände, und ein Ausdruck von Sorge trat in seine Züge.

„Du siehst aus, als würdest du jeden Moment zusammenbrechen“, sagte er. „Wann bist du zurück in die Stadt gekommen?“

„Gestern abend, und unter dunklen Schatten“, sagte ich. „Aber...“, und ich blickte an ihm vorbei zu der noch immer verschlossenen Tür, „...die Dinge stehen nicht gut zwischen uns.“

Er murmelte leise eine Verwünschung, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Höflichkeit. „Mit Herrn Denethor hat sich also nichts geändert. Was hast du dieses Mal verbrochen?“

Obwohl ich meinem Onkel von ganzer Seele vertraute, hatte Mithrandir mir doch nicht gestattet, von der Mission des Ringträgers zu erzählen, und ich wollte das Thema auch nicht an diesem öffentlichen Ort anschneiden. Aber ich konnte ihm genug sagen, um ihm eine Erklärung zu liefern. „Was ist schon immer mein Verbrechen gewesen, Onkel?“ sagte ich bedrückt. „Ich bin nicht Boromir, das reicht schon. Und jetzt bin ich am Leben, während mein Bruder es nicht mehr ist. Ich glaube, das kann er mir nie verzeihen.“

Nachdem ich das gesagt hatte, wurden wir hineingerufen, und er hatte nur noch Zeit, schnell meine Hand zu drücken.

Hätte ich gefordert, dass wir die Flussübergänge und den Pelennor verteidigen, koste es, was es wolle, mein Vater würde vielleicht anders entschieden haben. Aber ihre Verteidigung schien mir vergeblich... und schlimmer noch, sie würde viele tapfere Männer sinnlos das Leben kosten. Aber wenigstens gehorchte ich ihm, indem ich den Weg nach Osgiliath vorzog; hätte ich auch den verweigert, er hätte sich in seinem Zorn auf mich nur noch mehr bestätigt gesehen.

Dies war als Strafe für mich gedacht, überlegte ich, als ich das Ratszimmer verließ; und er hätte kein sichereres Verhängnis für mich wählen können, selbst wenn er mich geradewegs zu meiner Hinrichtung geschickt hätte. Und dann verließ mich mein Mut, und ich musste im Gang stehen bleiben, um meine Fassung wiederzugewinnen. Ich stützte mich mit einem Unterarm an der Wand ab, um mich aufrecht zu halten, und lehnte den Kopf dagegen. Meine linke Hand tastete erschöpft nach dem Schwertgriff. Dann spürte ich eine Hand auf meinem Rücken. Ich drehte mich um und sah meinen Onkel. Er schien sich in einem Schockzustand zu befinden; sein Gesicht war grau. Wir fassten uns bei den Armen, und für einen Augenblick schien es, als würde ich ihn trösten. „Im Namen der Valar, reite sicher, mein Sohn“, bat er mich eindringlich.

Ich schaute ihm fest in die Augen. „Dies ist ein bitterer Abschied, aber wir wollen uns nichts vormachen“, sagte ich leise. „Denn wir beide wissen, dass es der gesamten Gnade der Valar bedarf, mich lebend zurückkommen zu lassen. Und es geschähe nicht in Übereinstimmung mit dem Willen des Truchsessen.“ Wir umarmten uns, und ich senkte den Kopf und lehnte ihn einen Moment an seine Schulter. Dann verließ ich die Zitadelle in Richtung Osgiliath, dem Schicksal entgegen, von dem mein Vater beschlossen hatte, dass ich es verdiente.

Kapitel III

*Viel Schönheit habe ich gefunden
In den heiseren Schwüren, die unseren Mut bewahrten
Vernahm Musik in der Schweigsamkeit der Pflicht
Fand Frieden, wo Granatenstürme rotes Blut ausspieen
(„Apologia Pro Poemate Meo“ von Wilfred Owen)*

Nicht lange, nachdem wir dem Feind die Festungen am Damm überlassen hatten, spürte ich, wie mein Bewusstsein endlich begann, ganz und gar in Stücke zu fallen. Aus dem, was um mich herum geschah, konnte ich nur schließen, dass ich tatsächlich zuletzt die wache Welt verlassen und vollständig in das Land meiner Alpträume hinübergewandert war. Alles um mich herum schien auf den Kopf gestellt zu sein. Denn obwohl wir hart und unermüdlich kämpften, konnten wir nicht mehr tun, als zurückzufallen und zu sterben. Und am Ende, das wusste ich, würde es keinen Sieg geben, der eines Liedes würdig gewesen wäre; alles, worauf wir hoffen konnten, war eine Niederlage, die nicht ganz und gar vernichtend war.

Die Welt um mich her verlor ihren Sinn; alles was schön war, versank im Schrecken.. Ich sah Männer, deren Sanftmut ich kannte, wie sie die Körper und Knochen ihrer Feinde zerstückelten, und sie lachten dabei. Dies schien mir der wahre Triumph des Feindes zu sein: uns, verzweifelt, wie wir waren, in das Abbild seiner Grausamkeit und Gnadenlosigkeit zu verwandeln. Oder vielleicht war auch alles, was Wert hatte, vernichtet. Ich sah, wie Mut und Tapferkeit nur mit Zerstörung belohnt wurden... einen jungen Mann, nicht älter als zwanzig Jahre, der zurückrannte und dabei immer wieder anhielt und kämpfte. Und die ganze Zeit schleppte er seinen Freund mit sich, der von einem Pfeil getroffen worden war, als der Rückzug begann. Ich hätte die Knie vor ihm gebeugt und ihn in der großen Halle des Weißen Turms selbst geehrt, aber kaum eine Meile vor der Stadt wurden beide niedergehauen.

Wieder und wieder meinte ich in den Gesichtern derer, die ich erschlug, den ersten Mann wiederzuerkennen, den ich je getötet hatte. Ich war siebzehn Jahre alt gewesen und in der Nähe von Poros stationiert, als wir bei Nacht von Haradrim angegriffen wurden. Ich hatte nur einen Augenblick in seine fremdartigen Züge geblickt, bevor ich mich umdrehte und mich gegen einen anderen verteidigte, aber ich habe oft über ihn nachgedacht, und darüber, wer bei der Nachricht von seinem Tod getrauert hatte, so wie ich nun um Boromir trauerte. Und diese Gesichter, alte und neue, flackerten in der Dunkelheit rot und schwarz an mir vorbei. Sie wurden erleuchtet vom Glühen der Fackeln, die unsere Feinde trugen, und von den Flammen, die die Heimstätten auf dem Pelennor zu schwarzer Asche verbrannten.

Ich sehnte mich nach dem Anblick von reinem weißen Licht und nach einem Schluck sauberen, klaren Wassers. Doch am schlimmsten war der Lärm, Stunde um Stunde, und nirgendwo ein wenig Stille. Ich konnte aus diesem ohrenbetäubenden Durcheinander keinen Sinn heraushören. Es war, als ob es der Lärm von Morgoth selbst wäre, der den Samen des Missklanges in die Musik der Schöpfung säte. Mitunter hörte ich die Stimme von jemandem, den ich kannte, qualvoll aufschreien, während noch einer meiner Freunde fiel; und ich vernahm das triumphierende Gebrüll und die Rufe der Südländer in ihrer harschen und schnarrenden Sprache. Von Zeit zu Zeit kam auch meine eigene Stimme zu mir zurück, die darum kämpfte, in der wilden Flucht gehört zu werden. Sie wurde immer heiserer, je weiter der Tag fortschritt, und sie brüllte Kommandos und Ermutigungen, so gut es eben ging. Aber alles wurde überschattet vom Flügelschlag der grauenhaften Schwingen über uns, und übertönt von diesen plötzlichen Schreien, schrill und

schneidend wie ein Messer. Und wie die Stunden verstrichen, war es dies, was mir am wirklichsten erschien, während alles andere nur noch gedämpft an mein Ohr drang.

Es kam ein Punkt, an dem meine Stimme versagte, denn ich hatte schließlich begriffen, dass wir trotz all unserer Bemühungen die Stadt nicht mehr erreichen konnten, obwohl wir ihr schon so nahe waren. Es hatte daher keinen Sinn mehr, zu sprechen; alles was mir blieb, war der brutale Akt, zu töten... bis zu dem Moment, da ich selbst getötet wurde. Und dann, eine halbe Meile und ein ganzes Zeitalter von der Stadt entfernt, hörte ich, wie sich etwas anderes über den Schlachtenlärm erhob.

Eine Stimme sang, leise und verloren zuerst; und dann wurde die Melodie von all denen aus den Außenkompanien aufgegriffen, die noch den Willen dazu aufbrachten. Und während ich kämpfte, merkte ich, dass auch ich zu singen vermochte, durch meine Tränen hindurch. Dann wurde das Lied von den Männern aufgenommen, die von den Mauern zusahen, so, als könnten sie uns auf dem Klang ihrer starken Stimmen sicher nach Hause tragen. Die Worte waren einfach, aber sie sprachen von unserer Liebe für Gondor, vom Mut und von der Beharrlichkeit unseres Volkes und von der Festigkeit, mit der wir den Feind zurückwiesen.

*Vom Westen her erstrahlt ein Stern
In dunkler Zeit, in schwarzer Nacht
Und ist die Hoffnung uns auch fern,
Gondor hält doch die Wacht.*

*In Berg und Tälern leuchtet er,
Der Glanz von Gondor, hell und schön.
Noch ungebeugt ist unser Heer
Und Gondor wird besteh'n.*

*Trotz Dunkelheit bleibt eins gewiss,
wir werden ihn nicht wanken sehen,
den Heldenmut aus Westernis,
und Gondor bleibt besteh'n.*

*Wir schau'n dem Feind ins Angesicht,
sind siegreich selbst in finst'rer Nacht
Noch scheint vom Westen her das Licht
Und Gondor hält die Wacht.*

Erst viele Wochen später, als ich mit Freunden friedlich zusammensaß und schließlich imstande war, über diesen Tag zu sprechen, erfuhr ich, dass die Stimme, die das Lied begann, meine eigene gewesen war. Ich habe nicht die mindeste Erinnerung daran.

Als das Lied endete, ertönte am Rande meines Bewusstseins etwas wie der silberne Klang einer Trompete, und ich glaube, dass sich ein Ruf erhob: „Amroth für Gondor! Amroth zu Faramir!“ Aber in Wahrheit hörte ich nichts mehr, denn noch bevor wir den letzten Vers erreicht hatten, traf mich ein Blitzstrahl, und ich hieß ihn willkommen, denn er bedeutete das Ende. Alles wurde still, abgesehen von einem dünnen Flüstern, das mir versprach, was ich mir am sehnlichsten wünschte: *Schweigen*.



Bild: „Euer Sohn ist zurückgekehrt...“ © Anke Katrin Eißmann

Die Feuerpredigt



Bild: „Denethor an Faramirs Bett“ © Anke Katrin Eißmann

Prolog

Auslöschung

Lange Zeit wanderte ich entlang einer dunklen Straße, und wie ich so vorwärts stolperte, fühlte ich, wie mich die Hoffnungslosigkeit überspülte. Ich fürchtete, ich würde nie das

Ende der Straße erreichen, und auch wenn ich es täte, würde mein Ziel in Ruinen liegen, oder ich würde es nicht als mein Ziel erkennen und für immer verloren bleiben.

Durch diesen Nebel hörte ich leise eine schwache Stimme, die meinen Namen rief. Aber als ich nach vorne schaute, war alles, was ich sehen konnte, ein blasses Licht, rot und flackernd. Und ich ging auf dieses Licht zu, obwohl ich seine Quelle nicht kannte, aber ich zog es meiner ziellosen Wanderung vor.

Lange wankte ich dahin, und dann, ohne jede Warnung, wurde meine Wanderung schrecklich. Hinter mir konnte ich fühlen, wie sich ein namenloser Feind schnell näherte; er holte mich ein, mit einem Schrei, der den Willen gefrieren und mich um jede Bewegung ringen ließ. Das Licht vor mir verdunkelte sich. Ich fiel zu Boden.

Als ich mich schließlich genügend gestählt hatte, meinen Kopf zu heben und mich umzuschauen, sah ich, dass ich auf der Brücke von Osgiliath lag, wie sie einst gewesen war. Noch immer konnte ich nicht stehen, und hinter mir hörte ich unablässig das Näherkommen des Feindes. Ich sah nun, dass das rote Licht vor mir meine Stadt war; sie brannte.

Verzweiflung überkam mich, aber ein letzter Funke von Widerstand flammte in mir auf. *Wenn ich schon sterben muss, dachte ich, dann im Angesicht meiner Widersacher.* Erschöpft drehte ich mich um und schaute in den bleigrauen Himmel. In dieser Dunkelheit kreisten schwarze Gestalten, aber sie schienen keine Substanz zu besitzen, so als ob Löcher in den Stoff des Himmels selbst gerissen worden wären. Ein Pfeil traf mich. Dann fiel Welle auf Welle von Orks mit abscheulichem Gekreisch über mich her und sie hieben auf mich ein. Die alte Steinbrücke zerbarst unter ihrem Gewicht, und ich wurde in die Tiefe geschleudert.

Alles wurde schwarz. Und dann hörte ich wieder eine Stimme, aber diese war stärker und befehlender als die andere. Es schien mir, als ob ich dahintrieb, vielleicht auf dem Wasser, oder vielleicht hatte mein Geist am Ende meinen Körper verlassen. Über mir erschienen die Sterne, und ich krallte mich ins Flussufer, neues Leben in den Gliedern, und kämpfte mich keuchend an Land. Als ich aufschaute, sah ich ein Licht, und es brannte mit einer grünen Flamme.

Ich war jetzt ermattet, gefangen zwischen Feuer und Wasser, und ich sehnte mich nach Schlaf. Aber die Stimme kam wieder und rief meinen Namen mit sanfter Beharrlichkeit. Ich wollte ihr gehorchen – doch die Verlockung der Dunkelheit war stark und flüsterte von Vergessen, von Frieden. Ich schloss meine Augen wieder, aber die Stimme rief mich ein drittes Mal, und diesmal musste ich ihr folgen. Ich öffnete die Augen und sah in das Gesicht meines Königs.

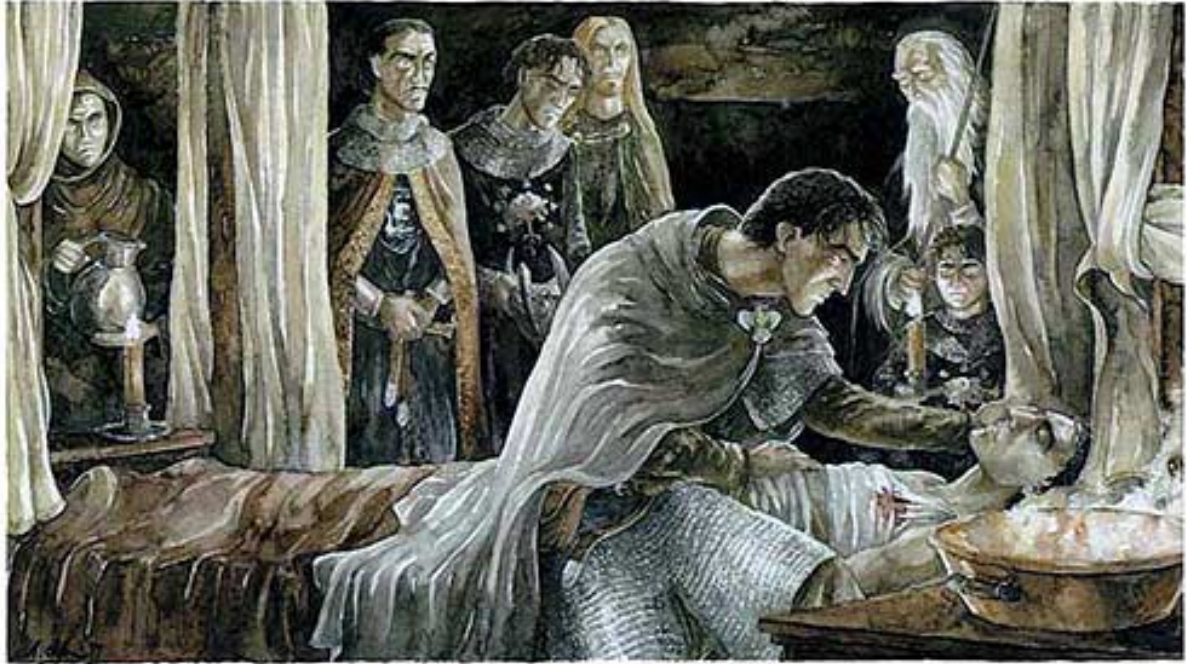


Bild: „Faramirs Heilung“ © Anke Katrin Eißmann

1. Kapitel

*„Ich dachte an den Schiffbruch meines königlichen Bruders,
und wie mein Vater starb...“
(T.S. Eliot, „Das wüste Land“)*

Ich erwachte kurz nach Sonnenaufgang, als die Luft noch kühl und die Welt noch still war. Sobald ich die Augen geöffnet hatte, war Beregond an meiner Seite.

„Guten Morgen, Herr Faramir“, sagte er leise. „Geht es Euch gut?“

Ich überlegte einen Moment. „Ich glaube schon“, antwortete ich, versuchte mich aufzusetzen und scheiterte mit einem schmerzgefüllten Stöhnen.

„Ihr wurdet verwundet, Herr“, sagte Beregond, und ich sah zum ersten Mal, dass meine linke Schulter verbunden war.

„Ihr habt einen Pfeil abbekommen.“ erklärte er, während er mir half, mich aufrecht gegen die Kissen zu setzen.

„Das kann ich sehen – und spüren.“ Ich lehnte mich bequemer zurück. Obwohl ich mich außerordentlich müde fühlte, war es doch nicht die schmerzhafteste Erschöpfung, die ich empfunden hatte, als ich nach Osgiliath aufgebrochen war. Die Müdigkeit war beinahe allumfassend, sie fühlte sich natürlich an für einen Körper, der hart gefordert worden war, der sich aber nun erholte.

Beregond schaute mich besorgt an.

„Seid Ihr hungrig?“ fragte er. „Der Aufseher sagte, dass Ihr etwas essen solltet, wenn Ihr erwacht. Ich kann Frühstück holen.“

Ich lächelte ihm zu. Er schien begierig darauf zu sein, etwas für mich zu tun. „Ich bin sehr hungrig“, sagte ich wahrheitsgemäß. „Ich hätte sehr gerne etwas zu essen.“

Er rannte hinaus, fast bevor ich ausgeredet hatte, und ich lehnte mich zurück in die Kissen. Das Fenster war offen und eine morgendliche Brise kam hereingeweht. Als ich die frische Luft einatmete, schien mir, dass ich mich besser fühlte als seit Monaten. Ich war am Leben. Und ich hatte den König gesehen.

Beregond kam zurück, und ich sah erfreut, dass er regelrecht Platte über Platte herantrug. Ich aß immer noch, als sich die Tür noch einmal öffnete und Prinz Imrahil eintrat. Er schaute auf die Überreste meines Frühstücks. „Ich sehe, du kommst wieder zu Kräften!“ Er lächelte, setzte sich auf das Bett und legte seine Hand auf meine Stirn. „Das Fieber hat dich verlassen.“ murmelte er. „Mögen die Valar gepriesen sein! Wir dachten, wir hätten dich verloren.“ Und für einen Moment drückte er meine Hand ganz fest.

Er sah zu, wie ich mein Mahl beendete und beantwortete meine Fragen über den Verlauf der Ereignisse vom gestrigen Tag. Ich war bekümmert zu hören, wie viel mehr meiner Männer getötet worden waren, selbst als wir das Stadttor schon erreicht hatten, und hörte mit Trauer die lange Liste von Freunden, die ich bald danach verloren hatte.

„Denn gestern tobte der Kampf auf den Pelennorfeldern, und der Feind wurde in die Flucht getrieben“, erzählte er mir. „Minas Tirith ist sicher – wenigstens für eine Weile. Zweimal wurden wir im Augenblick unserer größten Not durch die Ankunft unserer Verbündeten gerettet. Der Anführer des Feindes hatte die Stadt betreten, als die Rohirrim auf den Pelennor geritten kamen. Und als die Stärke des Feindes uns wieder überwältigte, kam der Herr Aragorn zum Harlond, und er ließ die Standarte der Erben von Elendil im Wind flattern. Es war ein großer Sieg!“

Er hielt inne und fuhr mir mit der Hand durch das Haar, was er nicht mehr getan hatte, seit ich ein Junge war. „Welch große Taten du bei der Verteidigung Gondors vollbracht hast!“ rief er aus, und seine Augen leuchteten. „Wenn du bei deinem Rückzug nicht standgehalten hättest, wäre nichts von der Stadt übrig geblieben, das die Rohirrim hätten befreien können.“

Als ich antwortete, war es mit Zögern in der Stimme: „Ich weiß wohl, dass er sehr beschäftigt sein wird, dennoch würde ich gern hören, was der Herr Truchsess über mein Betragen denkt, wenn er etwas Zeit für mich übrig hat.“

Er seufzte und nahm wieder meine Hand. Ein kalter Wind blies durch das Fenster, und mich fröstelte.

„Was ist denn, Onkel?“

Er senkte seine Augen. „Ach... es war ein großer Sieg, aber nicht ohne Verluste.“ Dann schaute er mich wieder an und hielt meinen Blick kummervoll fest. „Dein Vater ist tot, Faramir.“

Ich dachte sofort an unsere letzte Begegnung, an die harten Worte, die wir gewechselt hatten, an seine Wut über meinen Ungehorsam und meine Bitterkeit über seine Verachtung. „Das kann nicht sein“, protestierte ich. „Wir sind in Zorn auseinandergegangen...“

Er drückte fest meine Hand. „Bekümmere dich nicht!“ sagte er. „Er hat bereut, was zwischen euch geschehen ist. Und er wusste von allem, was du getan hast. Als er starb, liebte er seinen zweiten Sohn genauso, wie er den ersten geliebt hat.“

Es waren jetzt nicht einmal drei Wochen her, dass das Boot leise über das Wasser auf mich zugeglitten war. Die Nachricht von diesem frischen Verlust war zu viel. „*Sie sind beide fort*“, flüsterte ich, „*und ich bin vollkommen allein.*“ Ich ließ den Kopf gegen seinen Arm fallen und weinte um die Trümmer meiner Familie: um den Vater, dessen Liebe mir

erst gehörte, als es zu spät war, und um meinen Bruder, den ich mit einem Traum getötet hatte.

Nachdem er mich verlassen hatte, lag ich für eine Weile still und war untröstlich. Das Licht schien sich verdunkelt zu haben. Als es auf Mittag zuging, sank meine Stimmung noch tiefer, und ich spürte erneut Kälte in mir hochkriechen. Mit großer Willensanstrengung zwang ich mich, ihr nicht nachzugeben. Aber ich konnte nicht mehr ruhig liegen. Die Stille des Zimmers bedrückte mich, denn sie zwang meine Gedanken nach innen. Deshalb stand ich trotz Beregonds Besorgnis und trotz dem Protest des Vorstehers am späten Morgen auf.

Als ich mich angezogen hatte, war ich so erschöpft, dass ich an der Weisheit meiner Entscheidung zu zweifeln begann; Aber während ich meine Schulter schützte, indem ich den linken Arm nach innen hielt und mich rechts auf Beregond stützte, kamen wir beide langsam, aber stetig vorwärts, einen kleinen Treppenabsatz hinunter und hinaus in einen kleinen Garten.

Während all dieser Jahre, die diese Stadt mein Zuhause war, war ich nur zweimal zuvor in den Häusern der Heilung gewesen. Das eine Mal, als ich ein Junge war und mein Bruder sein Bein gebrochen hatte, während er mir bis zum fünften Kreis hinterherjagte. Bei dieser Gelegenheit hatte ich den Zorn meines Vaters in seinem vollen Ausmaß zu spüren bekommen. Und ich erinnerte mich undeutlich an einen noch früheren Besuch, als ich noch sehr klein gewesen war... vermutlich, um meine Mutter zu sehen, bevor sie starb. Jedenfalls glaube ich das, ohne ganz sicher zu sein, denn diese Angelegenheit wurde in unserem Haushalt als abgeschlossen betrachtet.

Selbst hatte ich nie zuvor Grund gehabt, hier zu bleiben. Mein Bruder hatte sich ständig Kratzer und gebrochene Knochen zugezogen, und er steckte sich glühendheiß an mit jedem Fieber, das durch die Stadt zog, aber ließ sich nicht unterkriegen und führte sein Leben bis an alle Grenzen. Ich aber war immer gesund. Unglücklich zu sein, so scheint mir, fordert nicht notwendigerweise körperlichen Tribut.

Beregond half mir zur Mauer hinüber; ich legte meine Rechte auf den Stein, um mich abzustützen und schaute über die vernarbten Felder des Pelennor. Mit Traurigkeit sah ich die niedergebrannten Heimstätten und konnte jenseits davon die Zerstörung des Rammas erkennen, den zu halten wir so erbittert gekämpft hatten. Aber der Fluss leuchtete silbern im Morgenlicht, und die Fahnen vor den Zelten, die auf den Feldern aufgestellt worden waren, flatterten trotzig im Wind. Gondor war stark mitgenommen, aber es war nicht zerstört.

Ich stand da und schaute mich eine Weile um; ich atmete die klare Luft ein und dachte über meinen Vater nach. Dann hörte ich, wie eine hohe Stimme meinen Namen sagte. Ich drehte mich um und schaute auf den Halbling Pippin herunter.

„Mein Herr Truchsess“, sagte er, und ich hörte die Anrede mit Verwunderung, „meine Freunde und ich sind an der anderen Seite des Gartens versammelt. Hast du Lust, dich uns anzuschließen?“

Ich sah in die Richtung, in die er zeigte, und sah drei Gestalten, die meinen Blick erwiderten.

„Danke.“ sagte ich. „Das will ich gern tun.“

Sie beobachteten, wie ich ihnen langsam entgegenging, und mir wurde bewusst, dass ich mich bewegte wie ein alter Mann. Doch als ich näher kam, bemerkte ich, dass sie mich freundlich ansahen. Mit seltsamen Gefährten war der Halbling gereist, Elb und Zwerg und ein weiterer von seiner eigenen Art, der, wie ich jetzt sah, auch ein Gast in diesem Hause war, so wie ich.

„Ah“, murmelte der Elb, als ich mich langsam zu ihnen setzte, „wenn Pippin euren Namen nicht genannt hätte, hätte ich ihn doch gewusst, so ähnlich seid ihr Boromir. Er hat oft von euch gesprochen, und mit Liebe.“

„Dann“, sagte ich mit Staunen, „müsst ihr die anderen sein, die aus Imladris aufbrachen. Zwei aus Eurer Gemeinschaft habe ich schon getroffen.“

Der andere Halbling, Merry, schaute mich voller Verblüffung an, und ich erzählte, wie ich ihren Freunden in Ithilien begegnet war. Dann fragten sie nach meinen Taten nach Boromirs Abreise, und ich erzählte ein wenig von den Waldläufern in Ithilien, was jetzt klang wie Botschaften aus einem anderen Zeitalter. Unseren Rückzug aus Osgiliath erwähnte ich nur kurz. Am längsten verweilte ich bei meinem Zusammentreffen mit Frodo und Samweis, und Merry drängte mich nach mehr Einzelheiten, lachte über Sams Spannung beim Anblick des Mûmak und war froh zu hören, dass ich Frodo bei guter Gesundheit verlassen hatte. Dann erzählten er und Pippin mit großer Gefühlsbewegung vom letzten Gefecht meines Bruders, und Tränen stachen mir in den Augen, als sie davon redeten, wie tapfer er sie verteidigt hatte. In der kurzen Zeit zwischen meiner Rückkehr von Ithilien und meinem Aufbruch nach Osgiliath hatte mein Vater nicht mit mir über die letzten Stunden meines Bruders gesprochen.

Vom Angriff meines Bruders auf ihren Freund schienen sie nichts zu wissen, oder vielleicht wollten sie mich vor der Nachricht bewahren. Ich sah keinen Grund zu fragen oder davon zu erzählen. Es würde noch genug Zeit für solche Geschichten sein, falls wir die kommenden Tage überlebten. Und wenn sie nichts wussten... was wäre gut daran, ihre Erinnerung an einen Mann zu zerstören, den sie für einen Helden hielten, jetzt, da wir alle Hoffnung brauchten? Für den Augenblick war es besser, wenn sie ihn als den furchtlosen und guten Mann in Erinnerung behielten, der er wirklich gewesen war. Denn Welch schrecklicher Prüfung auch immer mein armer Bruder ins Gesicht geblickt und versagt hatte, Im Tode hatte ich ihn im Frieden gesehen, und ich zweifelte nicht daran, dass er zuletzt mit Erfolg danach gestrebt hatte, Erlösung zu finden.

Dann hörte ich seltsame Geschichten vom Fangornwald und von den Pfaden der Toten; von Ents und sehenden Steinen; Geschichten vom Krieg in Rohan und den Reitern der Mark, und vom schnellen Marsch der Grauen Kompanie durch den Süden, um Gondor zu befreien. Schließlich brachten meine Gefährten mich mit ihren Erzählungen zurück zu den Feldern des Pelennor, und Merry sprach vom Anführer der Nâzgul, vom Tod Théoden von Rohans und der Tapferkeit der Weißen Herrin. Mit Schrecken hörte ich seine Geschichte, hörte von der Kälte, die ihn durchdrang, als er sein Schwert in diese schreckliche Leere trieb und von der Dunkelheit, die drohte, ihn zu umschließen.

Er hielt inne. „Ich höre hier lieber auf, mein Herr. Denn ich kann sehen, dass du schon viel über den Befehlshaber der schwarzen Reiter weißt.“

Ich zitterte. Obwohl ich jetzt wusste, dass der schwarze Anführer tatsächlich verschwunden war, ließ allein die Erinnerung an ihn mein Blut gefrieren. „Wo war Mithrandir bei all dem?“ fragte ich und zog meinen Umgang enger um mich. „Hätte er nicht wenigstens den König retten können?“ *Nachdem es ihm schon nicht gelungen war, meinen Vater zu retten.*

Der Blickwechsel zwischen Peregrin und Beregond war in einem kurzen Moment vorbei, aber ich bemerkte ihn dennoch. Es schien, als ob ich nicht der einzige war, der etwas verheimlichte.

„Mithrandir wurde in der Stadt aufgehalten, Herr“, sagte Beregond leise.

„Es muss etwas sehr Wichtiges gewesen sein, das ihn vom Schlachtfeld fernhielt“, hakte ich nach; dann, als ich die Unruhe auf Beregonds Gesicht sah, ließ ich die Sache auf sich beruhen. „Einerlei“, sagte ich. „Ich werde beizeiten alles erfahren, denke ich.“

Mir war schwindelig, und ich hatte ein plötzliches Bedürfnis nach Ruhe, um über all das Gehörte nachzudenken. Ein wenig unsicher stand ich auf, und Beregond sprang herbei, um meinen Arm zu nehmen.

„Vergebt mir, meine Freunde, ich verlasse euch jetzt“, sagte ich. „Dies war ein Tag vieler Geschichten, manche seltsam, manche schmerzvoll, und ich glaube, noch sind nicht alle erzählt. Aber ich muss nachdenken und mich ausruhen.“ Ich schaute von einem zum anderen. „Ich danke auch für eure Gesellschaft und eure Bereitwilligkeit, eure Geschichten noch einmal zu erzählen.“ Und ich schaute Merry und Pippin an. „Ich hoffe, meine Neuigkeiten von euren Freunden haben euch etwas Trost gegeben. Eure Erzählung vom Tod meines Bruders hat mir jedenfalls welchen gebracht.“

Beregond nahm wieder meinen Arm, und wir gingen schweigend zurück ins Haus; meine Gedanken drehten sich im Kreis. Es war klar, dass man etwas vor mir verbarg, aber was konnte schlimmer sein als herauszufinden, dass mein Vater gestorben war, ohne dass wir unseren Frieden gemacht hatten? Vor der Tür meines Zimmers hielt ich inne und drehte mich zu meinem Gefährten um.

„Beregond, gibt es irgend etwas, das du mir zu sagen hast?“

Er sah zu Boden.

„Nein, mein Herr“, murmelte er.

Es war nicht recht, ihn zu bedrängen. Ich seufzte und ließ ihn mich zurück zum Bett führen.

Mit Erleichterung legte ich mich nieder; ich hatte die Absicht, gründlich über diese Sache nachzudenken. Aber selbst die kurze Zeit im Freien hatte mich so erschöpft, dass ich in einen tiefen Schlaf fiel. Und ich träumte einen düsteren Traum, aber nicht von der Flut. Statt dessen hörte ich das Knistern von Feuer und roch erstickenden Rauch, und ich lag wie erstarrt und konnte mich nicht rühren, während die Dunkelheit immer näher kam.

Am späten Nachmittag erwachte ich, die letzten Sonnenstrahlen des Tages wärmten mein Gesicht. Beregond saß mir in einem Stuhl ausgestreckt gegenüber; er schlief tief und fest.

„Du bist heute morgen aufgestanden, höre ich, mein Herr Truchsess. Das kommt mir ein wenig früh vor.“

Ich wandte den Kopf und sah, dass Mithrandir im Stuhl zu meiner Rechten saß. Als ich mich bemühte mich aufzusetzen - meine Schulter tat noch immer weh - stand er auf, um mir zu helfen, dann setzte er sich zu mir aufs Bett.

„Ein neuer Wind weht vom Meer herüber. Ich dachte, die Luft würde meine Gedanken erfrischen.“

„Und... hat sie das?“

Ich schüttelte langsam den Kopf. „Ach... sie hat mich nur noch unruhiger zurückgelassen.“

Er runzelte die Stirn. „Was bekümmert dich, Faramir?“

Bevor ich antworten konnte, rührte sich Beregond in seinem Stuhl und erwachte. „Mein Herr!“ rief er, sprang auf die Füße und trat schnell an meine Seite. Sein Haar war zerzaust und seine Augen voller Schlaf. „Ich hätte wach sein sollen.“

Ich lächelte ihm zu. „Du hättest schlafen sollen“, sagte ich und hob eine Augenbraue. „Ich glaube, du bist kaum von meiner Seite gewichen, seit ich aus dem Fieber erwacht bin. Mithrandir hat scheinbar an deiner Stelle auf mich achtgegeben, obwohl ich nicht weiß, womit ich solch große Aufmerksamkeit verdient habe.“

„Wir freuen uns, dich am Leben und auf dem Weg der Besserung zu sehen“, sagte der Zauberer ruhig. „Nichts mehr als das.“ Er wandte sich an Beregond. „Du hast für heute genug getan“, sagte er freundlich. „Geh und ruh dich aus.“

Wir sahen ihn hinausgehen, und dann ergriff ich die Gelegenheit, als erster zu sprechen. „Sag mir“, fragte ich, „haben sich die Heerführer heute morgen getroffen? Was haben sie entschieden?“

„Faramir, du bist krank. Du solltest dir noch keine Gedanken um solche Dinge machen!“

„Wie viele werden gegen das Schwarze Tor marschieren?“

Er schüttelte den Kopf in Verzweiflung über meine Hartnäckigkeit. „Etwa siebentausend“, gab er nach.

„So wenige...“ murmelte ich. „Ich sollte dabei sein.“

„Du hast schon eine aussichtslose Schlacht geschlagen, Faramir“, sagte er sanft. „Noch eine würde dich sicher umbringen.“

Dazu kann es wohl noch kommen, dachte ich, aber ließ es unausgesprochen.

„Wann zieht das Heer los?“

„In zwei Tagen.“ Seine Augen glitzerten. „Ich weiß, dass du schon alles über die Schlacht gehört hast, die gestern geschlagen wurde, und daher gibt es keine Notwendigkeit für dich, nach mehr zu drängen. Aber bist du jetzt fertig mit deinen Fragen?“

„Nicht ganz“, sagte ich.

„Dann fahr bitte fort, Herr Truchsess! Und vielleicht wirst du dann auf meinen Rat hören und dich ausruhen! Komm, was willst du sonst noch wissen?“

„Sag mir, Mithrandir, und halte nichts zurück – *wie starb mein Vater?*“

Seine Augen funkelten in plötzlichem Zorn. „Wer hat mit dir darüber gesprochen? Wenn dieser junge Tuk ein Wort davon erwähnt hat...“

„Nein, niemand hat etwas darüber zu mir gesagt“, beschwichtigte ich, „und das ist es gerade, was mich beunruhigt. Ich treffe nur auf Schweigen oder Ausweichen. Ich weiß, dass er nicht in der Schlacht kämpfte. Und ich träume von Feuer, Mithrandir. Ich träume, dass ich *brenne*. Kannst du dieses Rätsel für mich lösen?“

„Ich kann“, seufzte er, „aber ich bin nicht sicher, ob es zu deinem Besten wäre. Dein Verstand war schon immer zu schnell als gut für dich ist.“

„Was auch immer es ist“, drängte ich, „es kann nicht schlimmer sein als diese Ungewissheit. Als ich nach Osgiliath aufbrach, ging es meinem Vater gut. Seine Stimmung war unerbittlich – aber das war mir kaum neu! Und jetzt erwache ich und höre, dass ich der neue Truchsess von Gondor bin!“ In meiner Stimme war ein ansteigender Ton, den ich nicht beabsichtigte, den ich aber auch nicht verhindern konnte.

„Was auch immer du denkst, Faramir, es können nur schwere Neuigkeiten sein. Als du aus der Schlacht zurückgetragen wurdest, brach der Geist deines Vaters zusammen. Er nahm sich das Leben und hätte auch das deine genommen, wäre nicht der Ungehorsam von Beregond und Peregrin gewesen.“

„Wie?“ flüsterte ich, aber die Antwort war bereits da, in meinem Traum.

„Er ließ einen Scheiterhaufen errichten und verbrannte sich.“

Ich wandte mein Gesicht ab.

„Am Ende“, sagte er sanft, „war alles, was für ihn zählte, seine Liebe zu dir und seine Reue darüber, wie ihr voneinander geschieden seid!“

„Eine Liebe und Reue, groß genug, um mich umzubringen!“ sagte ich bitter. „Er hatte keinen Erfolg, indem er mich nach Osgiliath schickte. Er musste es noch einmal versuchen.“

„Er war geschlagen, Faramir. Er glaubte, das Ende sei gekommen.“

Ich schaute ihn einen Moment lang durchdringend an. „Welche Rolle spielte dabei der *Palantîr*?“ fragte ich, dann senkte ich meinen Blick wieder.

Ich bemerkte, wie er rasch einatmete. „Du *wusstest* davon?“

„Ich habe es erraten.“, sagte ich einfach, „nicht lange nachdem Boromir aufgebrochen war. Viele von uns hatten das Licht an der Spitze des Turms gesehen, und er wusste Dinge, die er unmöglich hatte wissen können... Aber ich habe vieles gelesen, was in der Bibliothek aufbewahrt wird, und das andere nicht gelesen haben.“

„Und du hast *nichts* gesagt?“ fragte er scharf. „Du musst um die Gefahr gewusst haben.“

Ich schaute ihn an. „Ich hatte nicht die Kraft für solch eine Auseinandersetzung.“

Das Feuer in seinen Augen verwandelte sich in Mitleid. „Er hat eine große Rolle gespielt“, gab er zu.

Ich seufzte über diesen neuen Kummer. „Obwohl diese Nachricht mir großen Schmerz bereitet, danke ich dir wenigstens für deine Aufrichtigkeit.“

Er lehnte sich herüber und legte stirnrunzelnd seine Hand auf meine vor Anstrengung schweißbedeckte Stirn. „Du musst ausruhen, Faramir. Ich wollte nicht, dass du diese schlimmen Neuigkeiten so bald erfährst.“

„Lieber gleich das volle Maß der Dunkelheit, wenn ich ohnehin lernen muss, die zu ertragen.“

„Eine noch größere Dunkelheit könnte uns erwarten.“

„Diese Entscheidung ist bereits getroffen“, antwortete ich, dann schloss ich die Augen und schlief. Und als die Flutwelle, die Númenor verschlungen hatte, mich überwältigte,

hieß ich sie mit Erleichterung als das am wenigsten Schreckliche willkommen, von dem ich träumen konnte.



Bild: „Die Häuser der Heilung“ © Anke Katrin Eißmann

2. Kapitel

*„Herrin des Schweigens,
still und gequält,
zerrissen und doch heil...“
(T.S. Eliot „Aschermittwoch“)*

Das meiste, was ich von Liebe weiß, habe ich aus Büchern gelernt. Nun bin ich nicht so unschuldig, zu erwarten, dass das Leben diese Geschichten widerspiegelt, denn in den Geschichten finden Kinder ihre verlorenen Eltern wieder, Schlachten gegen die Finsternis enden mit großartigen Siegen und Krieger kommen von ihren Fahrten als Erretter ihrer Heimat zurück. Aber trotz allem hatte ich erwartet, dass ich den Augenblick deutlich spüren würde, wenn ich mich endlich verliebte – wie einen Pfeil oder einen Blitzschlag.

Dass erste Mal, als ich die Herrin Éowyn traf, bewegte mich die Tiefe ihres Kummers sehr, und ich dachte, sie sei das schönste Geschöpf, das ich je gesehen hatte. Als ich ihr am folgenden Morgen erneut begegnete, stand sie im Garten und leuchtete in der Sonne, und in ihrer Gegenwart fühlte ich den Schmerz, den ihre Abwesenheit für mich bedeuten würde – und da wusste ich, dass ich sie liebte. Bis zum Ende dieses Tages war mir völlig klar geworden, dass mein Leben ohne sie leer sein würde. Und mir war eines ebenso klar... sie liebte jemand anderen.

Immerzu schaute sie in Richtung Osten, als ob es ihr durch schiere Willensanstrengung irgendwie gelingen könnte, das Heer und seinen Hauptmann zu sehen. Und ich sah, wie ihr Gesicht erbleichte und ihre Augen trübe würden, und ich versuchte, ihre Gedanken zu zerstreuen, die offenbar dafür verantwortlich waren, dass sie so großen Kummer litt.

„Erzählt mir von Eurer Heimat, Éowyn.“

Sie schreckte hoch und schaute zu mir auf, als hätte sie vergessen, das ich da war. Ich nahm ihren Arm und führte sie sanft weg von den Mauern, zu einem Sitzplatz auf der

entfernten Seite des Gartens. Ich glaube, es war ein Zeichen für ihre Schwäche, dass sie dies zuließ.

„Meine Heimat...“ murmelte sie. „Wo soll ich anfangen?“

Sie sprach - unbeholfen zuerst - von Edoras und der Goldenen Halle; Farbe stieg ihr ins Gesicht, als sie mir von ihrem Bruder erzählte und von ihrer gemeinsamen Kindheit, und für eine Weile wirkte sie fast lebhaft... ein Hauch der Frau, die sie sein mochte, wenn es ihr nur gelänge, über ihr Unglück hinauszusehen. Sie sprach von Théoden, zuerst mit Wärme, dann mit wachsendem Kummer, als sie sich seine späteren Jahre ins Gedächtnis rief. Scheinbar konnte sie ihre Gedanken nicht von ihrem Elend abwenden. Sie hörte auf zu reden und ihr Gesicht wurde wieder traurig.

„Könntet Ihr,“ sagte ich zögernd, „ Euch nicht häufiger an ihn erinnern, wie er war, bevor der Schatten ihn befahl... und nachdem er verging? Vielleicht würdet Ihr dann weniger trauern.“

Sie antwortete nicht gleich und saß einen Moment schweigend, während sie ihre nächsten Worte sorgfältig bedachte. Dann sagte sie sanft: „Es erscheint mir seltsam, Herr, einen solchen Rat von Euch zu hören.“

„Wie das?“

Sie legte ihre Hand auf meine und sah mich geradeheraus an. „Weil ich weiß, mein Freund, dass Euer eigener Geist erfüllt ist von der Erinnerung an eine bittere Trennung - von einem Vater, der Euch zu spät geliebt hat.“

Einen Moment lang konnte ich nicht antworten; ich saß da und schaute auf ihre Hand hinab, die auf meiner ruhte. Endlich fragte ich: „Wer hat Euch das erzählt?“

„Merry.“ sagte sie einfach, und, als sie meine Verblüffung bemerkte: „Ihr habt es ja auch für gut befunden, ihn über *mich* auszufragen.“

Ich senkte den Kopf, um mein Lächeln zu verbergen bei dem Gedanken an den Halbling, der Erzählungen zwischen uns hin- und hertrug. Dann sah ich zu ihr auf. Ihr Gesicht war ernst, ihre Augen aber sanft.

„Ihr habt mich ertappt, Herrin.“ gab ich zu. „Werdet Ihr mir vergeben, wenn ich verspreche, niemals wieder Heimlichkeiten zu begehen?“

„Und wenn Ihr es doch tut, werde ich es herausfinden, ich muss nur Merry fragen!“ lachte sie. „Ich vermute ohnehin, Herr,“ fügte sie hinzu, „dass Euch das nötige Talent fehlt, andere mit Erfolg zu täuschen.“

„Das ist keine Schwäche, deren ich mich schäme.“

„Das solltet Ihr wirklich nicht, mein Freund.“ sagte sie und nahm meinen Arm. „Und von allen gemeinen Dingen auf Erden, die ich verachte, hege ich einen besonderen Abscheu für die, deren Zunge schlüpfzig ist von Täuschung.“

Und wir gingen zu den Mauern und schauten hinaus, und wandten uns eine Weile ab von unseren Kummernissen; statt dessen sprachen wir über unsere Freunde, die Halblinge, und wir staunten darüber, welche Art von Land wohl ein solches Volk hervorbringen mochte - mit einem so leichten Geist und einem dennoch so starkem Willen.

Am vierten Tag, nachdem sie zuerst gekommen war, um mich zu sehen – der dritte, seitdem ich sie liebte – war sie am traurigsten, und auch ich war das Ausschauhalten und Warten von Herzen leid, ebenso wie meine Unfähigkeit, ihr irgendeine echte Freude zu vermitteln. Wie in sanftem Spott über unsere Stimmung schien die Sonne und der Himmel war strahlend hell. Wir saßen im Schatten eines alten Baumes, Seite an Seite und dennoch voneinander getrennt. Mit einem Seufzer legte ich das Buch beiseite, das aufgeschlagen, aber ungelesen in meinem Schoß gelegen hatte.

„Dies ist unerträglich.“ sagte sie mit brüchiger Stimme, und sie senkte den Kopf und verbarg ihr Gesicht vor meinem Blick hinter einem Schleier aus goldenem Haar. Ich streckte die Hand aus, um ihn beiseite zu streifen und sie wieder sehen zu können, und sie wich zurück.

Ich ließ meine Hand fallen, als hielt ich einen Stein in der Faust, dann wandte ich mich ab und lag auf der Seite, die Wange in das stachelige Gras gedrückt. *Unerträglich.*

Nach wenigen Augenblicken spürte ich, dass sie sich ebenfalls bewegte, und sie berührte meine Hand. „Mein Herr—“, sagte sie.

„Ich würde mir wünschen—“, begann ich im selben Moment.

Wir hielten beide inne. Sobald ich sicher war, dass ich ihr ruhig ins Gesicht sehen konnte, setzte ich mich wieder auf. Ich schob den Vorhang fort; diesmal ließ sie es zu, und ich blickte in ihre bleiches, makellooses Gesicht.

„Was würdet Ihr wünschen?“ sagte sie.

Ich nahm ihre Hand und lächelte sie an. „Euch in Frieden und Glück zu sehen,“ sagte ich, „wie auch immer ihr beides finden mögt.“

Sie ließ den Kopf wieder sinken, und ich sah mit Bestürzung, dass sie weinte. „Herr,“ sagte sie, „ich bin geizig Euch gegenüber, und Ihr vergeltet es nur mit Freundlichkeit.“

„Das ist nicht mehr, als Euch zusteht, Éowyn, und Ihr seid nicht geizig. Ihr seid furchtlos und aller Ehren wert, und ihr seid wunderschön.“

Sie schüttelte mit Festigkeit den Kopf. „Herr, Ihr befindet Euch in einem großen Irrtum, was mich angeht.“ Dann sah sie mir geradewegs ins Gesicht. „Mein Freund, ich möchte Euch – vor allen Menschen, die ich liebe – nicht die Qual erleiden sehen, ein Abbild zu begehren, das mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat.“ Sie gab meine Hand frei. „Alles ist finster; es gibt keinen Weg vor uns.“

Ich legte mich wieder ins Gras, streckte die Beine aus und sah nach oben. „Kommt und seht, Éowyn.“ sagte ich endlich. „Der Himmel ist so klar. Es gibt keine Wolken.“

Und sie legte sich neben mir nieder, und einen Augenblick später legte sie ihren Kopf auf meine Schulter – mit Vorsicht, denn sie wusste, dass ich dort verwundet worden war. Ich ließ meinen Kopf auf ihrem ruhen und sehr bald waren wir beide in der weichen Märzsonne eingeschlafen.

Der nächste Morgen war kalt und der Himmel grau, aber immer noch zogen wir es vor, nicht im Haus eingesperrt zu bleiben, und wir wanderten über die Mauern. Und obwohl mir das Herz schwerer wurde, während der Morgen voranschritt und ich eine kalte Furcht spürte, die mich durchschauerte... es brauchte nur einen Blick auf sie, in

Mitternachtsblau gehüllt und mit Sternen bekränzt, und die Dunkelheit schien weniger schrecklich zu sein.

Und da war ein Moment, als alles still war. Die Erde erbebte unter einer großen Macht; mein Verstand sagte mir, dass wir verloren waren, aber mein Herz hob sich, als wir so nahe beieinander standen und auf den Streich des Schicksals warteten.

Dann erstrahlte die Sonne wieder und ihr Licht fing sich in den Schwingen eines mächtigen Adlers, der aus dem Osten heranflog und die Botschaft vom Sieg brachte, und vom Kommen des Königs. Alle Glocken der Stadt läuteten, und das Volk auf den Straßen sang, und ich weinte um Minas Tirith und um Gondors willen, die beide verloren gewesen zu sein schienen und die durch Feuer und Schatten gegangen waren, um die Erinnerung an Númenor in ein neues Zeitalter zu retten.

Neben mir klammerte sich Éowyn fest an meine Hand, und auch sie schien zu weinen, und die Hoffnung stieg in mir auf, dass der Schatten sich auch von ihr gehoben hatte.

Alles, was ich je gelesen habe, dachte ich, nicht wenig verwirrt, sagt mir, dass dies der Moment wäre, wo Ihr, Éowyn mir in die Arme fallen und mir sagen solltet, dass Ihr mich liebt.

Aber der Moment ging vorüber. Sie seufzte und zog sich zurück; sie ließ meine Hand los und ihre Hand ruhte nur noch auf meinem Arm.

Ach, dass ich eine Dame liebe, die die Sitten ebenso sehr missachtet, wie sie lieblich anzuschauen ist.

Wir beobachteten eine Weile voller Freude die Leute unter uns, die aus ihren Häusern auf die Straßen strömten, dann sprach ich. „Morgen“ sagte ich, „muss ich dieses Haus verlassen und mein Amt in der Stadt übernehmen.“

Sie seufzte. „Also dann ist der Abschied nahe, mein Freund.“

„Das hoffe ich nicht, Éowyn.“

„Ich fürchte, dass es sein muss.“ murmelte sie. „Alles verändert sich, nur ich bleibe dieselbe.“

„Und doch brauchte es nicht so zu sein. Gegen alle Hoffnung ist der Schatten dahingegangen...“

„Nicht für mich, Herr.“

Ihre Worte versetzten mir einen Stich. „ich würde das ändern, wenn ihr es mir erlaubt.“

„Ich weiß, dass Ihr das würdet. Aber ich fürchte, das ist etwas, das nur ich selbst vollbringen kann, und ich glaube nicht, dass ich die Kraft dazu habe.“

Wieder nahm sie meine Hand und drückte sie, dann wandte sie sich ab und ging ins Haus zurück. Und als sie mich verließ, schien sie schwächer geworden zu sein... als sei sie nicht mehr als nur noch ein Abbild ihres wirklichen Selbst.



Bild: „Faramir und Éowyn auf den Mauern von Minas Tirith“ © Anke Katrin Eißmann

3. Kapitel

*„April ist der grausamste Monat,
er treibt Flieder aus toter Erde,
er mischt Erinnern und Begehren.“
(T.S. Eliot, „Das wüste Land“)*

Am folgenden Tag flatterte das weiße Banner der Truchsessin wieder an der Spitze des Weißen Turmes und ersetzte die Standarte der Wache; denn am frühen Morgen war ich zum Dienst vereidigt worden. Ich verbrachte einen großen Teil dieses ersten Tages damit, durch die Stadt zu reiten. Ich sprach mit vielen Leuten, und die meisten wollten davon erzählen, wie sie sich fühlten, als der Schatten verging, und viele redeten teilnahmsvoll über meine Genesung. Wir alle sprachen mit großer Vorfreude vom Kommen des Königs.

Meine Vereidigung war nur ein kleines Ereignis gewesen, und die Bescheidenheit der Zeremonie erschien mir passend; schließlich war ich zu diesem Amt gekommen, ohne das jemals zu erwarten, und auch nur durch den Verlust von Vater und Bruder. Ich stand in der großen Halle des Weißen Turmes, am Fuß des erhöhten Podestes und vor dem Stuhl meines Vaters, während die stillen Reihen der Könige mich ernst betrachteten. Herr Húrin stand vor mir und der Marschall der Reiter zu meiner Rechten.

Dann hörte ich schnelle Schritte auf den Steinen hinter mir und wandte mich um. *Sie war gekommen.*

Ich werde nie vergessen, wie sie aussah, als sie auf mich zuging. Sie war völlig weiß gekleidet, und ihr goldenes Haar hing offen um ihr Gesicht und über ihre Schultern hinunter. In der schattigen Halle, die so lange düster gewesen war, leuchtete sie wie Sonnenlicht. Sie lächelte mir zu, während sie ihren Platz zu meiner Linken einnahm; sie machte mein Herz hell, denn ich hatte befürchtet, sie würde fernbleiben.

Wir stellten uns zu viert nebeneinander; ich wandte mich dem Herrn Húrin zu, nahm auf seine Anweisung hin den weißen Stab und schwor den Eid meines Truchsessenamtes: *„Den Stab und das Gesetz zu halten, bis der König wiederkehrt. So spreche ich, Faramir, Sohn des Denethor, Herr von Gondor, Truchsess des Hohen Königs.“*

„So nimm denn das Siegel deines Amtes.“

Ich schaute hinab auf den Silberring, den er mir entgegenhielt, und plötzlich waren meine Gedanken erfüllt von der Erinnerung an den Mann, der ihn zuletzt getragen hatte. Wie oft als Kind – und bei einer furchtbaren Gelegenheit sogar als Mann – hatte ich gespürt, wie dieser Ring in mein Gesicht schnitt? Und in welchem Zustand war die Hand gewesen, von der man ihn gezogen hatte? Ich wich aus und meine eigene Hand zuckte zurück.

Besorgnis glitt über Húrans Gesicht. „Mein Herr...?“

Ich spürte eine schnelle Bewegung und dann stand sie dicht bei mir. Ich atmete ihren Duft ein, der sauber war und frisch; er vertrieb den Geschmack nach Asche aus meinem Mund.

„Nehmt ihn, Herr,“ sagte sie leise, aber bestimmt. „Denn obwohl wir beide den Schatten des Kummers kennen, der auf ein Haus fallen kann, haben wir doch gesehen, wie dieser Schatten zurückgedrängt wurde. *Ihr* seid jetzt der Truchsess, und Ihr könnt dieses Siegel ehrenvoll tragen, und mit Stolz.“

Wenn ich gedacht hatte, dass ich sie schon vorher liebte, dann war das nichts gegen das, was ich jetzt fühlte. Sie führte meine Hand sanft zu dem Ring, und ich ergriff ihn und streifte ihn auf meinen Finger. Dann streckte ich die Hand nach ihrer aus und sie nahm sie und hielt sie fest. In ihrer Hand erwärmte sich das kalte Silber und fühlte sich ganz natürlich an.

Kannst du nicht sehen, wie sehr du mich vervollständigst?

„Truchsess von Gondor,“ sagte Húrin, „siebenundzwanzigster in der Linie seit Mardil, du hast die Pflicht, das Reich zu schützen und zu erhalten – bis der König wiederkommt.“

Er erreichte endlich die letzten Worte und wir lächelten einander zu, denn gegen alle Erwartungen würden wir diesen Tag tatsächlich erleben. Aber selbst während mich die Freude dieses Gedankens erneut erfüllte, entging mir nicht, dass sie gleichzeitig meine Hand hatte fallen lassen, denn der Gedanke an den König bereitete ihr nur Kummer.

Wir trennten uns im Vorhof der Halle, während der Brunnen sanft im Hintergrund sprudelte. Eine der Frauen war gekommen, um sie zurück in die Häuser der Heilung zu begleiten.

Ich nahm ihre Hand wieder in meine, und sie ließ einen Finger sachte über den Ring gleiten, den ich nun trug. Ich sah sie an, so lieblich und so traurig, und wieder beschwor ich, was ich bei unserer ersten Begegnung zu ihr gesagt hatte, diesmal mit noch größerer Leidenschaft: „Was immer Ihr begehrt, Éowyn, wenn es in meiner Macht liegt, werde ich es tun. Ich würde nicht wollen, dass Ihr irgendetwas vermisst.“ Und ich küsste ihre Hand und schaute ihr in die Augen. „Wenn Ihr ruft, Éowyn, dann werde ich kommen.“

Sie lehnte sich zu mir herüber und ihre Lippen berührten meine Wange. Ich kam ihr entgegen, um den Kuss zu verlängern, aber sehr sanft zog sie sich zurück. „Liebster aller Freunde,“ sagte sie und hielt meine Hand sehr fest. „Wenn ich denken würde, dass Ihr mir helfen könnt, dann würde ich darum bitten. Aber ich kann keinen Weg vor mir sehen.“

Und dann, nach einem letzten Händedruck, ließ sie los und wandte sich ab; mir kam es so vor, als hätte sie sich gerade endgültig von mir verabschiedet.

Zehn Tage vergingen, bevor ich sie wiedersah, denn ich hatte viel zu tun, um die Stadt für die Ankunft des Königs vorzubereiten. Die unteren Kreise waren während der Belagerung stark beschädigt worden, und es schien eine große Ungerechtigkeit der langen treuen Wache meiner Vorväter gegenüber, dem König eine Stadt zu übergeben, die halb in Ruinen lag. Auch der Pelennor wurde geräumt und gesäubert, als Vorbereitung für das Heer und seine Hauptmänner.

Ich betrat den Raum, der meines Vaters Studierzimmer gewesen war und saß hinter seinem Schreibtisch, diesmal aber als Gebieter; ich wandte meine Gedanken der Aufgabe zu, so schnell wie möglich zu lernen, wie die Stadt verwaltet wurde. Diese Rolle war natürlich meinem Bruder zugedacht gewesen, und ich hatte wenig Erfahrung im Regieren. Jetzt war ich geradezu erschlagen von der Tatsache, dass, schon bevor der Krieg seinen Sinn für Details notwendig gemacht hatte, nichts, was in der Stadt vorging, klein genug gewesen war, um der Aufmerksamkeit meines Vaters zu entgehen. „Kein Wunder, dass er ein derartig übles Temperament hatte...“ murmelte ich, während ich die Berge von Dokumenten und Schriftrollen durchging.

Frauen und Kinder kehrten in die Stadt zurück. Manche von ihnen fanden ihre Heimstätten zerstört und man musste für sie sorgen. Ich empfing bereits Herolde aus den Ländern in Osten und im Süden; sie brachten die Nachricht, dass bald Gesandtschaften von ihren Herrschern eintreffen würden, um den neuen König zu begrüßen und um Frieden und Bündnisse zu schließen. Und die Zeit, die ich entbehren konnte – nicht so viel, wie ich gern gehabt hatte – verbrachte ich damit, die Überlieferungen zu studieren. Ich wollte so viel wie möglich darüber erfahren, wie die Könige der Vergangenheit gekrönt worden waren, um zu entscheiden, wie es dieses Mal geschehen sollte.

Als letzte von allen Pflichten, die ich vor mir hatte, stahl ich mich davon nach Rath Dínen, zum Haus der Truchsessin, um die Zerstörung zu begutachten, die mein Vater angerichtet hatte. Der Herr Húrin begleitete mich - aus Besorgnis, wie ich glaube - damit ich der dunklen Kammer nicht allein gegenübertrat. Und ich war froh über seine Gegenwart, denn innen waren die Wände immer noch schwarz verfärbt, und der Raum war jetzt kalt. Ich schauderte und machte nur zwei Schritte jenseits der Schwelle, bevor ich mich abwenden musste. Ich gab Húrin die Anweisung, alles zu tun, was er für nötig hielt, um den verfluchten Ort wieder herzurichten.

An diesem Abend ging ich zu den Häusern der Heilung, zum ersten Mal, seit ich sie verlassen hatte. Ich wurde vom Vorsteher begrüßt; er brachte mich in den Garten, wo die Herrin Éowyn sich niedergelassen hatte, immer noch wachend und wartend. Sie trug ein Kleid in einem blassen Lavendelton, und ihr Haar war streng zurückgebunden. Ihr Gesicht schien schmaler zu sein und sie hatte Schatten unter den Augen. Wir begrüßten einander, dann verfielen wir in Schweigen.

Endlich sprach sie. „Wie ich Euch beneide.“ sagte sie. „Denn Ihr habt jetzt die Freiheit, Eure eigenen Entscheidungen zu treffen, währen ich hier in der Falle sitze.“

„Euer Bruder hat darum gebeten, dass Ihr euch ihm in Cormallen anschließt.“

„Ich habe nicht den Wunsch, zu gehen.“ sagte sie entschieden und erwiderte stolz meinen Blick.

Ich schwieg einen Moment; ich dachte darüber nach, was ihre Gründe sein mochten und ich hoffte, dass es vielleicht mehr gab als den einen. Sanft begann ich: „Herrin, ich *muss* sprechen...“

„Sagt es nicht! Ihr dürft es nicht sagen!“

Also tat ich es nicht.

„Ich glaube, es wäre besser,“ meinte sie leise, „wenn Ihr nicht wiederkommt. Ich habe nicht den Wunsch, Euch Schmerz zuzufügen, und doch scheint es unvermeidlich zu sein.“

Es war ihre Entscheidung, und nur ihre allein. Ich stand auf und verbeugte mich, sagte Lebewohl und ging. Spät in dieser Nacht, als ich mich schlaflos in meinem Studierzimmer sitzend wiederfand, dachte ich, dass ich den Versuch meines Vaters, in seiner Arbeit Vergessen zu finden, nun ein wenig besser begriff.

Die Kerze, die ich jetzt schon seit Stunden beobachte, ist nun niedergebrannt und bald, glaube ich, wird der Raum dunkel sein. Vielleicht kann ich dann schlafen, aber ich bezweifle es.

Denn auch ich brenne. Sie verzehrt meine Gedanken. Und ich habe Angst vor dem Feuer.

Ich habe Angst, weil ich weiß, was die Begierde meiner Familie angetan hat. Meinem geliebten Bruder, der die Macht und den Glanz von Gondor wiederherstellen und der der König werden wollte, der er glaubte, zu sein. Meiner geliebten Mutter, deren Sehnsucht nach ihrer Heimat wirklicher für sie wurde als das Leben, das sie mit ihren Kindern hätte haben können... und die darüber starb. Und meinem Vater, dessen Verlangen nach der toten Ehefrau ihn grimmig und mitleidlos hatte werden lassen, und ganz zuletzt sogar wahnsinnig. Was für Veränderungen könnte so eine unerfüllte Begierde bei mir bewirken, wie vollständig würde sie mich aufzehren?

Und wenn sie Königin würde, was dann? Sie als Frau eines anderen Mannes zu sehen, und mehr noch... *als Frau des Königs?* Meine Pflicht bindet mich an Gondor, und ich kann sie nicht ablegen. Aber ein zurückgesetztes Leben zu leben, auf ewig von ihr zurückgewiesen, dazu verdammt, ihr Glück mit anzusehen und dazu, ihr nahe zu sein? *Könnte ich das ertragen?*

Ich muss dies bemeistern. Sicherlich zeigt unser Verhalten in der Beschränkung ebenso viel von unserem Wert wie unsere Taten im Krieg. Mein ganzes Leben lang – bis jetzt – war ich nur der Zweitbeste, und ich habe es auf mich genommen. Um der Liebe willen, die ich für meinen König hege und für die weiße Herrin, kann ich es wieder auf mich nehmen. Es kann ertragen werden, und ich werde es ertragen.

Aber noch immer habe ich Angst vor dem Feuer.

Epilog

Vollendung

Selbst nach wenig Schlaf ist es am Morgen möglich, die dunklen Gedanken beiseite zu drängen, die uns die Nacht hindurch umgetrieben haben. Und genauso war es; ich erwachte und die Sonne schien, und ein neues Zeitalter war gekommen und ich lebte, um es zu sehen.

Und während der Tag verging, begriff ich auch, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben mein eigener Herr war, und ich entdeckte, dass mir das gefiel. Ich war so lange daran gewöhnt gewesen, fügsam zu sein, dass ich meine eigene Meinung allzu leicht vergessen hatte; die Leute würden mir zuhören und meine Ansichten wertschätzen. Und als ich diesmal an die Weiße Herrin dachte, war es, um ihr all die Gesundheit und das Glück zu wünschen, das ich ihr mit Freuden geschenkt gaben würde, hätte sie es nur zugelassen.

Und so ging der April dahin, und wir hörten Neuigkeiten über das Näherkommen des Heeres und der Anführer; jeden Morgen wachte ich erfrischt auf und hieß den Tag, der vor mir lag, leichten Herzen willkommen. Eine schale Leere schien sich von Weißen Turm zu heben; ich zog aus dem ehemaligen Studierzimmer meines Vaters in einen neuen Raum um, der die Morgensonne einfiel und in dem nicht einmal die Papiere, die mit meinem Amt einhergingen, mich bedrücken konnten. Und dann wandte ich meine Aufmerksamkeit dem Haus zu, in dem ich aufgewachsen war, und ich öffnete Fenster und schloss Türen auf, und holte viele Dinge wieder heraus, die fortgeräumt worden waren, und ebenso viele ließ ich wegbringen und verbrennen.

Eines frühen Morgens stand ich auf den Stufen des Turmes, blickte ostwärts und genoss das kühle Sonnenlicht, das sich später erwärmen würde. Da hörte ich, wie mein Name gerufen wurde und ich drehte mich um und sah den Vorsteher von den Häusern der Heilung. Und er redete mit mir über die Herrin Éowyn, und darüber, dass es ihr immer schlechter zu gehen schien, und mein zerbrechlicher Frieden wurde erschüttert.

Ich ging auf der Stelle mit ihm zurück, und wieder wartete ich im Garten auf sie. Keine vier Wochen waren vergangen, seit ich selbst meine Zeit hier verbracht hatte und doch spürte ich, dass die Welt verändert war. Und als sie zu mir gebracht wurde, sah ich, dass auch sie sich verändert hatte, aber sie war noch unglücklicher, und sie war krank.

Sie begrüßte mich mit einem kleinen Lächeln. „Lieber Freund... ich dachte, Ihr hättet mich vergessen.“

„Ihr habt mich gebeten, nicht zu kommen.“ Ich nahm ihren Arm und wir wanderten einmal mehr die Mauern entlang. „Ihr müsst doch sicherlich inzwischen wissen, dass ich Euch nicht vergessen könnte, selbst wenn ich es wollte.“

Sie seufzte sanft und traurig. „Mein Freund...“ begann sie. Aber auch ich war verändert, und dieses Mal würde sie mich anhören. Und wieder fragte ich sie, warum sie in Minas Tirith blieb, und ich überwand meine Furcht und bot mich ihr an – wenn sie mich haben wollte.

Selbst im kältesten Winter bleibt irgend etwas lebendig, tief unter dem Frost eingebettet; es wartet auf die Frühlingssonne, und sei sie auch noch so schwach, um sich herauslocken zu lassen. Langsam streckt es Ranken aus, erst ganz zart, dann immer eifriger... dem Sonnenlicht nach, das trotz all seiner Schwäche immer noch wärmer ist als das Versteck tief unten, und das mehr Versprechen bereithält.

Aus Angst vor einem späten Frost, der umbringen könnte, was immer auch angefangen hat zu knospen, beschützt und umhegt man das neue Leben und bewahrt es vor jedem plötzlichen Kälteeinfall. Und dann kommt ein Moment, wenn die Wurzeln stark genug sind und unter einem sanften Hauch von Wärme kommen die Blumen heraus.

Eine solche Verwandlung mit anzusehen – und mehr noch, ein Teil davon zu sein, gleichzeitig die Ursache und die Bestimmung – bedeutet Vollkommenheit; eine Auslöschung seines Selbst und ein Verschmelzen mit dem Selbst des anderen, und beide werden durch eine besondere Alchemie zusammengeschmiedet und zu einem neuen Ich verschmolzen.

Was im anderen schlummerte, ist erwacht. Was in ihr brachlag, wird durch mich fruchtbar, und was in mir kalt war, wird durch sie erwärmt. Unter meiner Berührung blüht sie auf, und ich... ich stehe in Flammen. Sie verwandelt mich, und was mein tiefster Schrecken war, gerät zum Fundament und zum Kernstück unseres neuen Daseins. Aus unseren Ängsten sind Grundsteine geworden.

Das Feuer unseres ersten Kusses als Liebende flammte durch die Stadt. Und unsere Wiedergeburt spiegelt die größere Erneuerung und steigert sie noch – das Jahr, das in den Sommer wechselt, die Heilung des Landes, die Wiedereinsetzung des Königs.

An einem klaren Tag Anfang Mai kommen wir vor das Stadttor. Der Mann, der mein König sein wird, steht vor mir; meine zukünftige Frau steht hinter mir. Sie ist ein Teil von mir... und jetzt bin ich vollständig.

*Furchtbar reißt der Flug der Taube
Durch die Luft mit jäher Flamme
Deren Feuerzungen künden
Wie du Irren sühnst und Sünden.
Rettung dir nur, sonst Verzweifeln,
Wählst du zwischen Scheiterhaufen
Durchs Feuer vom Feuer sich loszukaufen.*

*Wer ersann die Marter? Liebe.
Liebe ist der fremde Name,
Hinter dem die Hand sich birgt,
Die das Flammenhemd gewirkt,
Das Menschenmacht nicht abtun kann.
Wir können einzig atmen, uns erneuern,
Verzehrt von diesen oder jenen Feuern.*

(T.S. Eliot, „Vier Quartette“/ „Little Gidding“)

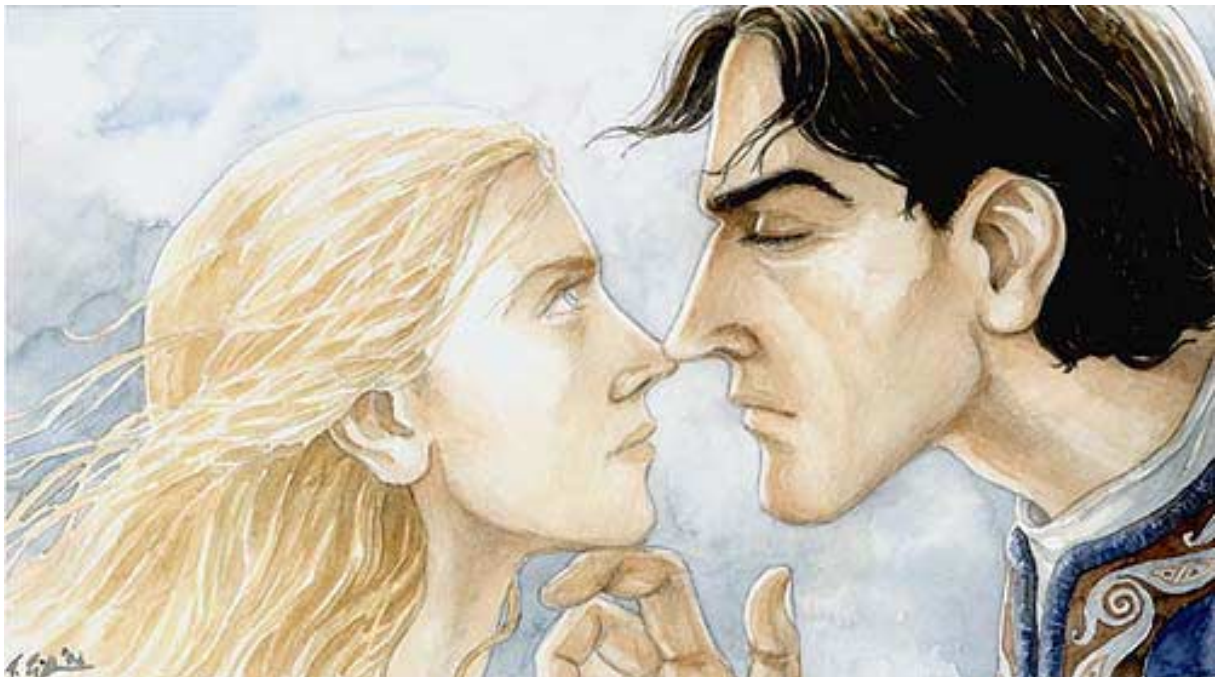


Bild: „Éowyn und Faramir“ © Anke Katrin Eißmann